

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Schlußwort	179
Selbstanzeigen. Von Schering, Grauloff, Fennig	211
Hardens Motive. Vom Grafen Graf zu Reventlow	213

Nachdruck verboten.

Er scheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3 a.

1907.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:

No. 675 Direktion.

„ 7913 Kasse u. Effektenabteilung.

„ 7914

„ 7915 Kuxenabteilung.

„ 7916

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

Telegramme: **Ulricus.**

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte.

9-1 und 3-5 Uhr.

Circus Busch

am Bahnhof Börse
Täglich Abends 7 1/2 Uhr.

Auf der Hallig

Original Manege-Schaustück
des Circus Busch.

Besonders hervorzuheben: **Riesen-Illusions-Akt unter Wasser.**

Ono und Ota

Orig. japan. Fechtkünstler.

Geschw. Amato

Leiter-Akrobat.

RUDOLF DRESSEL

Unter den Linden 50

Dejeuners, Dinners, Soupers

Tafelmusik bis 1 Uhr nachts

Fernsprecher: Amt I, 1043

Weingrosshandlung, Stadtküche

Salons à part Anton Peterhans



Reiseartikel, Plattenkoffer, Lederwaren, Necessaire, Echte Bronzen, Kunstgewerbliche Gegenstände in Silber und Messing, Terrakotten, Standuhren, Tafel-Bestecke, Beleuchtungskörper für Gas- u. elektrisches Licht.

Gegen bequeme Monatszahlungen.

Kostenlos Geschäfte, welche diese Preise Gebrauchs- u. Luxus-Artikel geg. monatliche Annuitäten liefern. — Katalog K. kostenfr. — Für Beleuchtungskörper Spezialitäten. — Stöckig & Co., Dresden-A. l. (l. Deutschl.), Bodenbach i. B. 2 (l. Österr.).

Mädler's Patent-Koffer

unerreicht an Leichtigkeit, Eleganz und Haltbarkeit
sowie sämtliche

Reise-Artikel und Lederwaren

Moritz Mädler

Leipzig
Petersstr. 8

Berlin
Leipzigerstr. 101/2

Hamburg
Neuerwall 54

Frankfurt a. M.
Kaiserstr. 29

Preisliste versende gratis: Moritz Mädler, Leipzig-Lindenua.



Berlin, den 9. November 1907.

Schlußvortrag.*)

Neine Herren Richter! Sie haben mich in diesen vier Tagen leidenschaftlich gesehen, vielleicht mitunter mehr, als angemessen war. Entschuldigen Sie mich; Sie werden hören, was in mir lebte, was mich in solche Erregtheit trieb. Jetzt spreche ich zu Ihnen ruhig und heiteren Herzens. Ich spreche zunächst nur zu Ihnen; nicht, als ob hier eine Strafe verkündet oder nicht verkündet werden solle und ein Angeeschuldigter sich zu verteidigen habe, sondern zu Männern, mit denen ich in einem Saal zusammen bin und denen ich eine Sache vortrage, als sei sie ihnen noch vollkommen neu. Ich bitte alle Prozeßbetheiligten, zu versuchen, wie ich es thun will: noch in letzter Stunde objektiv und ruhig Das zu erwägen, was hier zu erwägen war und noch ist.

Ich bitte um die Erlaubniß, mich zunächst einen Augenblick, ehe ich auf Das eingehe, was den Kern meiner Schlußrede bilden soll, mit der Erklärung zu beschäftigen, die der Herr Privatkläger vor zwei Stunden hier abgegeben hat; einer Erklärung, die geschickt und in ihrer Art wirksam Jeder nennen muß, der nicht zu fragen hat, ob auch all die Löhne, die wir hörten, wirklich aus der Tiefe kamen, die solchen Löhnen erst die rechte Resonanz giebt. Meine Aufgabe, als des Angeeschuldigten, der nach der Prozeßordnung das letzte Wort hat, ist, ruhig zu prüfen: Was ist in dieser Erklärung gesagt, was ist dadurch an dem Ergebniß dieser Beweisaufnahme, dieses Strafverfahrens geändert?

*) Ueber den Prozeß, der vom dreiundzwanzigsten bis zum neunundzwanzigsten Oktober gedauert und mit meiner Freisprechung geendet hat, will ich heute noch nicht sprechen. Tausende haben mir gratulirt, lauter, als meine Pflichtleistung verdiente; und in vielen großen Zeitungen bin ich wieder einmal geschimpft und zu den Kadavern geworfen worden. Soll ich dazwischenschreien? Nein. Lob und Schmähung mag erst verhallen; das Urtheil über Absicht und Wirkung sich, ohne mein Zutun, klären. Dann wollen wir ruhig prüfen, was geschehen, erreicht, versehen ist. Heute gebe ich hier nur die (improvisirte) Rede, in der ich nach dem Schluß der Beweisaufnahme mein Wollen und Handeln dem Gerichtshof dargestellt habe; gebe sie nach dem stenographirten Bericht.

Der Herr Privatkläger hat gesagt: Heute ist der Geburtstag Moltkes. Das ist wahr. Meine Herren Richter, vor den Juniusbriefen steht (wenn mein Gedächtniß nicht irrt) ein Motto aus dem Evangelium: *Stat nominis umbra*. Auch hier stehen wir im Schatten eines Namens. Das wußte ich von der ersten Stunde dieser Aktion an: der Name Moltke und noch andere große preußische Namen schweben als Schatten darüber. Ich lasse dahingestellt, wie weit der Herr Privatkläger eine persönliche Gemeinschaft mit dem großen Marschall, dem Stolz Deutschlands, gehabt hat; ein Blutsverwandter ist er, der aus der württembergischen Linie des Hauses stammt, ihm nicht. Wenn ich heute des Marschalls denke, so fallen mir nicht seine strategischen Leistungen ein, sondern etwas Anderes. Dieser Moltke, der Mann, der eines Tages der große Marschall werden sollte, hat in seiner Jugend eine Leiche aus der Ferne nach Deutschland gebracht, die Leiche eines preußischen Prinzen, der in Italien gelebt hatte. Er hieß Heinrich und war der Bruder Friedrich Wilhelms des Dritten. Dieser preußische Prinz war (und damit spreche ich zum ersten Mal das Wort aus, das ich hoffentlich im Lauf dieser Verhandlung nicht mehr so oft werde auszusprechen haben, wie es von anderer Seite ausgesprochen worden ist) geschlechtlich abnorm, hatte deshalb auf die Großmeisterchaft im Johanniterorden verzichtet und sich in Groll und Trübsinn ins Ausland zurückgezogen; und es war ein Moltke, sein Adjutant, Hellmuth, der Große später, der diese Leiche zurückbrachte. Ich glaube, der Herr Privatkläger sollte nicht eine Leiche zu bergen versuchen, nicht eine Leiche an sich fetten, nicht auf seinen Rücken eine Leiche laden, weil er vielleicht guten Glaubens (ich habe ihn bis heute nie bezweifelt; man zeige mir das Wort! Niemals!) Jahrzehnte lang Dem, der jetzt diese Leiche für das Empfinden vieler ist, befreundet war.

Der Herr Privatkläger hat in seiner Erklärung ferner gesagt, er gebe zu, die Sache mit dem Freiherrn von Berger sei so, wie sie dargestellt werde. Aber warum so spät? Die Anklage ist ja darauf gebaut, daß es nicht so ist; ausdrücklich steht darin, daß der Herr General erst später erfahren habe, erst im Mai 1907, um was es sich in den paar Sätzen, die ich über ihn geschrieben habe, handle. Er hat es sehr viel früher erfahren, schon im November 1906 ganz unzweideutig; und es thut mir leid, daß er erst jetzt sagt: Ja, es ist so. Ich denke, man sollte unter allen Umständen gerecht sein, nicht nur, wenn man sich hier als alten preußischen General hinstellt, so gerecht, zuzugeben, was wahr ist und wo man Unrecht gethan hat. Das sollte man immer thun.

Der Herr Privatkläger hat gefragt: Wie kann man so von mir denken? Ist so Etwas in Deutschland möglich? Könnte ein Mensch, der so ist, es auch nur bis zum Regimentskommandeur bringen? Meine Herren: in Deutschland eben so gut wie in einem anderen gesitteten Land. Ich nenne nur einen

Namen. Graf Wilhelm Hohenau: war er nicht General? War er nicht in der selben Stellung wie der Herr Graf Moltke? Dem höchsten Kriegsherrn nicht eben so nah? Und wie Trauriges, wie Entsetzliches, wie Grauensvolles haben wir nun über ihn gehört! Laugen solche Argumente in ein Strafverfahren, in dem sich so und so viele Männer seit Monaten bemühen mit Einsetzung ihrer Kräfte? Es kann nicht sein? Auch in Deutschland kann sein, was in anderen Kulturländern sein kann. Und es ist. Manches ist, was besser nicht wäre. Und wenn der Graf von Moltke sich heute fragt als ein General und ein Preuße und ein Patriot: all Das, was mir geschehen ist an Unangenehmem und Furchterlichem, an Widerwärtigem, an Uebertreibung meiner Verfehlungen (oder wie Sie es nennen wollen), ist das Alles nun so furchtbar, daß ich, Graf Kuno von Moltke, wünschen könnte, heute noch würde Graf Wilhelm Hohenau von meinem Landesherrn umarmt und geduzt, heute noch sähe der fremde Herr an der Stelle, wo er gefessen hat, heute noch wäre mein alter Freund in der Macht, die er gehabt hat? Meine Herren, Widrigkeiten haben wir Alle gehabt in diesem Prozeß; ich werde Ihnen auch Etwas davon erzählen können. Aber damit wird man nicht hinwegtilgen, daß jeder Deutsche, jeder Patriot sagen muß: Gut, daß es so gekommen ist. Und ich hoffe, überzeugt sein zu dürfen, daß, wenn die Wellen sich geglättet haben, einerlei, wie die Sache hier gegangen ist, auch der Herr Graf sagen wird: Gut, daß es so gekommen ist.

Dann hat der Herr Graf gesagt: Ich mußte ja abgehen, weil ich angegriffen war, weil ich diesen Prozeß vor mir hatte; ich mußte den Rock ausziehen. Er hat ihn noch nicht ausgezogen, er ist nicht außer Dienst. Das erwähne ich gern und ich glaube, ihm damit, daß ich Das gerade betone beim ersten Mal, wo ich ausführlicher und allgemeiner zu sprechen Gelegenheit habe, zu beweisen, daß ich mich bemühe, ihm gerecht zu werden. Er ist zur Disposition gestellt und hat deshalb Gründe, so zu sprechen, wie er gesprochen hat; für die Stelle zu sprechen, die ihm die wichtigste ist. Das kann ihm Keiner verwehren. Aber er fragt: Mußte ich nicht gehen, weil ich verdächtigt war? Konnte ich während dieses Prozesses im Dienst bleiben? Ich antworte: Ja. Was hier vorgetragen wurde, ist ja eine Fiktion, ist ganz unhaltbar. Leben wir denn in Verhältnissen, wo es genügt, daß in einer Zeitschrift oder Zeitung ein paar Worte über einen General, einen Grafen, eine Excellenz veröffentlicht worden sind, damit ihm etwas Furchterliches passiert? Nein: dem Schreiber passiert Furchterliches, wenn er Unwahres behauptet hat. Ist denn ein Gerichtsverfahren eine Farce? Ist denn ein Kläger der Willkür preisgegeben? Ist's eine Schande, als Kläger einen Prozeß zu führen? Der Herr Graf sitzt ja nicht auf dem Stuhl des Angeklagten. Auf dem sitze ich. Was konnte ihm geschehen? Wäre er nicht mit Glanz aus diesen Dingen hervorgegangen, wenn gar nichts

vorläge? Wie kann man sagen, es sei unmöglich gewesen, im Amt zu bleiben! Wie oft haben wir das Schauspiel gesehen! Wir haben Riquel in einer schlimmeren Gerichtsverhandlung gesehen und Herr von Marshall war Lage lang in diesem Haus in übler Lage. Der Reichskanzler wird nächstens hier sein, weil er sich genöthigt glaubt, die Unhaltbarkeit thörichten Beredes zu erweisen. Man sollte die Dinge doch darstellen, wie sie sind. Eine Excellenz, ein General glaubt sich durch ein paar Sätze verlezt und verklagt den Schreiber dieser Sätze. Ist er schon dadurch etwa in seinem Berth gemindert, dadurch zum Rücktritt gezwungen? Nein. Für den Herren Kläger konnte dieses Verfahren ganz ohne Gefahr bleiben. Wenn Einer in dieser Sache Etwas gewagt hat, bin ichs. Es war mein erstes Wort und wird mein letztes sein: Ich hab's gewagt! Und wenn ich auch nicht einen Rock mit einem rothen Kragen trage und wenn ich mir meinen Namen in jedem Sinn selbst gemacht habe, so bin ich eben so stolz darauf und auf meine Arbeit, als wenn ich zufällig Moltke oder Hutten hieße.

Der Herr Privatkläger hat ferner gefragt (einen anderen Inhalt habe ich in seiner Erklärung nicht gefunden): Wie konnte ich denn nach Alledem als Kommandant von Berlin durch die Linden reiten oder Befehle geben? Das, meine Herren, hängt eng mit dem Vorigen zusammen und scheint mir als Argument nicht stärker. Ich bin überzeugt, daß der Herr General, der an seiner Stelle noch so verdienstvoll gewirkt haben mag, aber der Deffentlichkeit ziemlich unbekannt war und für den keine Volksbegeisterung jemals entstehen konnte, ich bin überzeugt, daß er nach diesem Prozeß zum ersten Mal in der Straße Unter den Linden bejubelt worden wäre, wenn man ihn grundlos angegriffen hätte; daß das selbe Volk, das hier viel zu laut für einen Anderen demonstirt, ihn gefeiert hätte wie einen Heros. Wenn er geschmäht, grundlos geschmäht worden wäre. Wozu dienen solche Argumente? Ist damit Etwas erschüttert von Dem, was wir hier erlebt haben? Ich finde es nicht; die Schluserklärung des Herrn Grafen hatte Klang, aber keinen hier wesentlichen Inhalt.

Ich möchte mich vorläufig nun gegen ein paar Punkte wenden, die ich mir aus den letzten Erklärungen der Herren notirt habe. Wenn der Herr General sagt: „Weil ich verdächtigt war, habe ich meine Entlassung genommen“ und uns dann in letzter Stunde eine Ordre verliest, so, scheint mir, spricht Das nur für meine Hypothese, nicht für seine. Gewiß: ich könnte mir denken, daß man in solcher Lage seine Entlassung anheimstellt. Das könnte die Folge von Verdächtigungen sein. Daß sie genehmigt wird, nicht; niemals! Wir müßten in schlimmen Zuständen leben, wenn jeder irgendwo Verdächtigte aus dem Dienst entlassen würde. Ich bin überzeugt: das Entlassungsgefuß eines grundlos Verdächtigten wird abgelehnt; und darum ist die Ordre für mich allerdings ein Beweis. Warum das Gefuß eingereicht wurde, will ich jetzt nicht er-

örtern. Nur das Chronologische erwähnen. Am zweiten Mai hat der Kronprinz seinem Vater die Hefte der „Zukunft“ gebracht; am siebenten Mai, sagt der Herr General, wenn ich nicht irre, hat er seinen Abschied eingereicht. Am dritten Mai sogar schon? Danke sehr. Am vierundzwanzigsten Mai ist das Gesuch genehmigt worden. Die Vertreter der Klage können dieses Zusammentreffen ja erklären, wie sie wollen; sie können, wenn es ihnen nützlich scheint, dem Gericht noch jezt Erklärungen darüber geben; so lange die nicht gegeben sind, steht wohl nicht nur für mich die Thatsache fest, daß nach den Vorträgen, die auf Grund meiner Artikel gehalten worden sind, Sie geglaubt haben, das Entlassungsgesuch einreichen zu müssen, und daß Sie genau wußten, es werde genehmigt werden. Meine Herren, meine seltsamen Erlebnisse machen es mir unmöglich, dem regirenden Herrn Hymnen zu singen; aber Das darf und muß ich doch sagen: Niemals werde ich glauben, daß der Kaiser und König einen Mann, den er so mit Gnade überhäuft hat wie den Grafen Kuno von Moltke, der eine Fülle von Bildern mit Inschriften von ihm besitzt und den er duzt, daß er diesen Mann wegschickt, ohne Abschiedsaudienz, ohne Händedruck, weil ein (so möchten die Herren mich jezt am Liebsten charakterisiren) ein gemeiner Kerl gewagt hat, ein paar Worte zu schreiben, die eines makellosen Mannes Ehre beflecken könnten. Weil Etwas geschrieben, veröffentlicht worden ist, etwas angeblich Unwahres, sollen drei Freunde des höchsten Mannes im Reich das Amt und die Gnade verloren haben? Daß wir in solchen Zuständen leben, behaupten selbst die wildesten Sozialdemokraten nicht. Zwischen meinen Artikeln und der Entlassung der Herren liegen Ermittlungen, Vorträge und andere Dinge. Wenn es nichts weiter gäbe als meine paar Worte, sähen die Herren noch heute in Amt und Gunst. Und da muß ich mit allem Respekt, aber auch mit aller Festigkeit sagen: Der Thatbestand ist hier nicht klar und objektiv dargestellt, nicht offen ausgesprochen worden, was war und was ist. Das trifft nicht nur diesen Punkt. Ich bedaure solche Retizenzen. Sie werden im Verlauf dieser Tage aus meinem Mund kein Wort gehört haben, das nur um Nagelbreite der Wahrheit auszubiegen versuchte. Sie mögen meine Auffassung falsch, meine Rede unzulänglich finden: ich habe nichts Aussprechbares verborgen.

Weiter. Als hier von den Vorgängen in und bei der Villa des Grafen Lynar die Rede war (es handelte sich dabei für mich nur um den in der „Zukunft“ genannten Grafen Hohenau), hat der Herr General sich mit einiger Heftigkeit gegen den Gedanken gewehrt, er wisse davon. Erkenne die Villa gar nicht, sagte er, und sei nie dort gewesen; kenne auch den Grafen Lynar nur wenig. Habe ich behauptet, daß er ihn sehr gut kennt, daß er die Scheusäligkeiten mitgemacht hat? Niemals. Nirgends. Nicht mit einer Silbe habe ichs angedeutet. Ich weiß genau, was ich gesagt habe und was ich sagen wollte, und ich weiß auch

genau, welche Strategie und welche Taktik vom ersten Moment auf der anderen Seite war, und ich kenne den Strategen, der diesen Kriegsplan gemacht hat. Immerhin wäre es freundlich und, ich glaube, sogar besser gewesen, wenn der Herr General gesagt hätte, daß er in der Zeit, wo der geschlechtliche Unfug verübt wurde, zwei Häuser von der Villa Lynars gewohnt hat, in der Ranagerstraße, am Heiligen See. Das ist die einfache Wahrheit. Meine Herren, Sie sehen, ich habe es nicht urgirt, als Das hier vorkam, weil ich nicht die Rolle Dessen spielen wollte, der den Grafen Moltke durchaus mit dieser Gardeducorpögeschichte in Verbindung bringen will. Aber wäre es nicht richtig gewesen, es offen zu sagen? Wir haben nur gehört: Ich war niemals dort, ich weiß nicht, wo die Villa ist, ich kenne Lynar kaum. Graf Moltke hat seine Wohnung damals, die Wohnung dicht bei der Adlervilla, vom Grafen Lynar übernommen. Der hatte vorher darin gewohnt. Mit Dem hat er sich über das Ausziehen und die Uebergabe geeinigt. Das sind doch Dinge, die er sagen konnte. Vielleicht dachte er: Ich will lieber nichts sagen; es könnte mir schaden. Mir aber scheint, man solle in solchem Fall Alles sagen, was man weiß. Habe ich auch nur gewünscht, daß der Zeuge Vollhardt hier Etwas gegen den Fürsten Eulenburg beweise? Nein. Das ist gekommen, wie es in der Gerichtsoptik und Gerichtstaktik manchmal kommt. Ich habe von den an den Fürsten Eulenburg zu richtenden Fragen hier nicht eine vorgebracht, einfach, weil er nicht da war und ich gar kein Interesse daran habe. Bin ich denn ein Mörder? Gehe ich herum, Menschen zu morden? Will ich den kranken Mann quälen? Nein. Als hier der Zeuge Vollhardt stand (ich kann ihm nicht Herz und Nieren prüfen und weiß nicht, ob er sich streng an die Wahrheit hielt) und sagte, auch ein Flügeladjutant sei dabei gewesen, ein Moltke, ein Offizier, der dem Herrn Privatkläger gleich, nur an den Schläfen mehr Haare hatte, und als der Herr Graf dann betheuerte, er wisse gar nicht, wo Lynars Villa stehe: wenn ich da nun gerufen hätte, er habe doch dicht daneben gewohnt und seine Wohnung von Lynar übernommen? Drei Schritte von der Adlervilla? Am Heiligen See? Wie hätte Das in dieser Minute gewirkt? Ich habe es nicht gethan. Weil ich nicht Knalleffekte suche und ihn niemals solcher Ausschweifung verdächtigt habe. Ich stehe hier für meine saubere Sache, für mich und meine Arbeit, nicht, um den Grafen Moltke zu glorifiziren oder in den Schmutz zu ziehen. Ich habe ihn geschont, so lange ich konnte, und nicht meine Schuld ist, daß jetzt peinliche Dinge ans Licht gekommen sind.

Das Thema der Homosexualität hat hier solche Bedeutung angenommen, daß ich auch darüber ein Wort sagen muß. Ich bitte den Herrn Präsidenten, der so lange geduldig und objektiv war, auch Das noch, so weit es im Rahmen der Strafprozeßordnung möglich ist, mir zu gestatten. Am elften Mai 1901, bevor

die Thatfachen, die uns hier beschäftigen, mir bekannt waren, habe ich eine Notiz über Das, was man den Zusammenbruch des Grafen Fritz Hohenau nannte, geschrieben und es scheint mir doch relevant, zu hören, wie ich damals über diese Dinge gedacht habe. Ich habe geschrieben, der Paragraph 175 bringe mehr Schaden als Nutzen und man solle die Homosexuellen, die ihren Trieb nicht beherrschen, als Kranke behandeln, nicht als Verbrecher. Ich habe Krafft-Ebing citirt, der gewarnt hat, krankhafte Naturerscheinungen mit Strafe zu bedrohen, und habe gefragt, ob es nicht genüge, die Anwendung von Gewalt und die Ausnützung eines Abhängigkeitsverhältnisses zu bestrafen. Der Herr Vertreter der Privatklage ist der Meinung (ich muß natürlich annehmen, optima sine), ich stehe auf dem Standpunkt des Dr. Magnus Hirschfeld. Rein. Wir stimmen in manchem Punkt überein, in manchem nicht. Ich bin nicht Mediziner, nicht Sachmann, also auch nicht so zum Urtheil befugt wie Herr Dr. Hirschfeld, über den gerade heute im „Tag“ von einem bekannten Psychiater gesagt wird, er sei für diese Frage die größte Autorität in Europa. Darum habe ich mir auch erlaubt, ihn als Zeugen und Sachverständigen vorzuschlagen. Trotzdem stehe ich nicht auf seinem Standpunkt; ich kann nicht die Gleichwerthigkeit homosexueller Menschen nach jeder Richtung zugeben, wie er es thut. Nach denen, die ich kenne (und ich habe ziemlich viele gesehen), muß ich sagen, daß sie fast immer die unangenehmen Seiten (ich hoffe, es wird keine der anwesenden Damen verletzen) der Weiblichkeit haben, die eben so vorhanden sind wie unangenehme Seiten bei den Männern. Eine gewisse Neigung zur Unwahrhaftigkeit (vielleicht als Folge des Befehles, das ein Leben lang zur Verstellung zwingt) und zur Intrigue; und Aehnliches. Das habe ich oft beobachtet und ich kann nicht sagen, daß es mir je gelungen ist, bei der Art dieser Herren ein gewisses psychisches Unbehagen zu überwinden. Niemals ist mir eingefallen, zu wünschen, daß man solche Menschen, wenn sie nicht Gewalt anwenden, wenn sie nicht ein Abhängigkeitsverhältniß mißbrauchen, wenn sie nicht unreife Personen damit belästigen, schädigen, vernichten, einsperrt oder daß man Steine auf sie wirft. Aber sie passen nicht auf jeden Platz, nicht in jede Region. Sie können, wo mehrere sich zusammenfinden, unbewußt Schaden stiften. Besonders an Höfen, wo die ganzen Männer es schwer genug haben. Und wenn man, wie es heute schon Mode geworden ist, die Abnormen als die besseren, edleren Menschen preist, dann treibt man Gesunde ins Verderben.

Dabei gestatten Sie mir eine Parenthese. Nehmen wir einmal an (und ich glaube, wir nehmen es an), Das, was hier in dem engen Rahmen, den nicht der Hohe Gerichtshof, sondern die Abwesenheit vieler Hauptzeugen uns aufgezwungen hat, zu erweisen möglich war, sei erwiesen. Ist es dann schlimmer, wenn man sagt: Der Herr, der Das gethan hat, ist ganz gesund, seine

Handlungen sind die eines ganz gesunden, normalen Menschen, oder ist die mildere, freundlichere Auffassung nicht die, zu sagen: Hier liegt eine Krankhaftigkeit des Sexualwesens vor? Nach meinem Empfinden ist die zweite Auffassung die ungeschicklichere, menschlichere. Wenn es die Handlungen und Reden eines gesunden Menschen wären, dessen Wille ganz unbelastet, ganz, wie man zu sagen pflegt, frei ist, dann müßte das Charakterbild dieses Menschen recht, recht häßlich sein. Der Hinweis auf eine Normwidrigkeit dient nur zur Entlastung. Ich stehe diesen Fragen ohne alle Voreingenommenheit gegenüber; ich werfe nicht mit dem Worte Päderast um mich, denn ein Päderast ist eigentlich nur Jemand, der mit Kindern kost. Daher kommt das Wort. Und ich freue mich, konstatiren zu können, daß der Herr Vertreter der Privatklage selbst hier gesagt hat: „Homosexualität ist doch nicht Päderastie.“ Schade, daß er nicht früher gesagt hat. Dann hätten wir diesen unerfreulichen Prozeß vermieden.

Ich komme auf die Geschichte dieses Prozesses. Vor fünf bis sechs Jahren nahm die Richterin des Grafen Moltke, die nicht das Geringste gegen ihn hat, niemals etwas seine Ehre irgendwie Antastendes gesprochen hat, eine seine, liebenswürdige Dame, die jetzt Schweningers Gattin ist, mein Interesse für die damalige Gräfin Kuno Moltke in Anspruch. Sie meinte, ich könne der Gräfin vielleicht helfen; die arme Frau behauptete, man wolle sie vernichten, damit Dinge, die doch leider geschehen sind, nicht an den Tag kommen. Ich versprach, mich um die Sache zu kümmern. Ich bin so ein Bißchen wie der Schäfer Thomas für manche Menschen; wenn alles Andere verfrucht ist, kommen sie mit ihren Leiden zu mir. Leider kann ich nicht heren. Ich versprach also nur, mir die Sache anzusehen und zu prüfen, was daran ist. Ich sah die Akten, ich sah die Briefe, alle Briefe, die vorhanden sind, sah Dies und Das und ich mußte nun allerdings sagen: Hier wird ein furchtbares Unrecht gethan, ein ungeheures Unrecht; hier soll eine arme Frau, weil sie nicht in den Lebensweg dieses Mannes paßt, der jetzt, als Freund seines Freundes, mächtig ist, zertrampelt werden, damit die Reise weiter gehen könne. „Du bist die Stufe, über die hinweg ich höher schreite“, hatte Graf Moltke zu seiner Frau gesagt. Das durfte nicht sein. Was that ich? Ich sprach mit den Anwälten der Frau Gräfin (auf deren Wunsch; ich pflege mich in solche Sachen nicht ungerufen einzumischen) und sie machten mir die Rechtslage klar. Wie war diese Rechtslage? Die Frau wollte Gräfin Kuno Moltke bleiben, wollte sich nicht scheiden lassen, wollte den ganzen Glanz dieser Stellung behalten; sie hatte wohl auch noch ein Gefühl der Anhänglichkeit an den namentlich musikalisch begabten Mann. Dieser Mann aber benutzte alle erreichbaren Mittel, um die Fessel loszuwerden. Warum? Weil er eingesehen hatte (was ihn nach meiner Auffassung nicht schändet), daß ihm nach seiner Natur nicht

gegeben war, je in enger Gemeinschaft mit einer Frau zu leben, und weil er (ich habe deshalb gesagt, diese Freundschaft sei erotisch betont; solche Sachen sind schwer ausdrückbar) sich innerlich einem Mann fest verbunden fühlte, der ihn quälte, seit eine Frau zwischen ihnen stand. Ich konnte keinen Zweifel haben. Der Freund, der dem Freund verspricht, nicht mit seiner Frau zusammen zu schlafen, der das Taschentuch des Freundes küßt, ihn sein Alles, seine Seele, seinen Geliebten nennt (ich darf Ihnen und mir weitere Details ersparen): eine normwidrige Freundschaft zwischen den Männern und ein unhaltbares Verhältniß zwischen Mann und Frau. Mußte die Frau das Opfer sein? Sie war schon genug mißhandelt worden; körperlich und seelisch. Ging es so weiter, dann war ein Eingriffsversuch die Wahrnehmung öffentlicher, nicht nur privater Interessen. Soll man nur Weibern beispringen, die auf der Straße geprügelt werden? Hier war Schlimmeres. Auf der einen Seite zwei mächtige Männer, auf der anderen eine schutzlose, eingeschüchterte Frau: da mußte ich eingreifen, so weit es meine Kräfte erlaubten. Was that ich? Ich wandte mich zunächst an einen mir befreundeten Vertreter des Herrn Klägers. Der meinte, ich sei vielleicht falsch unterrichtet, wir könnten die Sache besprechen und eine Preßfehde vermeiden. Die, antwortete ich, würde auch mir höchst unerwünscht sein; die Thatfachen aber seien mir nicht etwa aus subjektiv gefärbten Darstellungen der Gräfin bekannt, sondern aus Akten, Briefen, Berichten Unbetheiligter und ich könne an ihrer Richtigkeit nicht mehr zweifeln. Die Briefe, die der Herr Vertreter des Privatklägers mir damals und später schrieb, beweisen, daß er die Reinheit meiner Absicht erkannte, daß ihm nie der Gedanke kam, ich könne etwas Inkorrektcs wollen oder gar ihm zumuthen.

Öeffentlich habe ich in der Sache nur Das gethan, was der Herr Vertreter der Klage (dem ich für so manche Gefälligkeit in dieser Sache zu danken hätte) erwähnte, als er einen alten „Moriz und Nina“-Artikel vorlegte. In dem Briefwechsel dieser Geschwister, die ja in einem bestimmten Milieu leben, wird manchmal ein Kuno genannt. An der hier vorgelegten Stelle steht nun hinter diesem Namen: „Nicht Lütü, dem wohl, trotz dem Generalmajor, die Scheidungsgeschichte noch böses Blut macht und der Ansichten überhaupt nicht riskirt.“ Weiter nichts. Das paßte dahin; denn der Eheprozeß machte in dem Milieu, von dem ich spreche, großes Aufsehen und es war nur natürlich, daß Geschwister, die über die neusten Vorgänge plauderten, auch diese Sache berührten. Diese wenigen Worte trugen mir im Jahre 1902 die Freude ein, den Freiherrn Alfred von Berger kennen zu lernen. Eine wirkliche Freude. Der Freiherr ist jetzt Leiter eines Schauspielhauses, aber nicht ein Durchschnittsdirektor, sondern ein geistig hervorragender Mann, der gute Sachen geschrieben hat und auch im Theater ein Künstler und ein Denker geblieben ist. Dem FürstenGulen-

burg und dem Grafen Moltke ist er seit langen Jahren intim befreundet. Ueberhaupt muß ich sagen: Ich kenne keinen Menschen, habe nie einen gekannt, der dem Herrn Kläger feindlich gesinnt ist, nie in meinem ganzen Leben; er müßte denn meinen, es sei die frühere Ehefrau, die ich aber nicht dafür halte. Ich kenne nur (und ich wäre bereit, wenn ich nicht befürchten müßte, daß es dann morgen in der Zeitung steht, die Namen zu nennen) Personen, die ihm herzlich befreundet sind, wenigstens bis gestern waren, vielleicht auch heute noch sind; Männer und Frauen. Und die kleinen Details (ich gebe ja zu, etwas komischer Art) die ich hier, als leider zur Sache gehörig, erwähnen mußte, stammen ausschließlich von ihm befreundeten Personen; ausschließlich.

Also Baron Berger kam damals zu mir; wie ich bald merkte, im Interesse des Grafen Moltke. Wir sprachen Stunden lang über Allerlei. Er sagte, die Erwähnung in der „Zukunft“ zeige ihm, daß ich diese Ehescheidungsgeschichte kenne. Das fürchte auch sein Freund. Ich sagte ihm, was ich darüber dachte. So gehe es nicht weiter. Man könne sich doch in Güte trennen; zu repariren sei die Ehe natürlich nicht mehr; aber wozu muß die Frau durchaus ins Unrecht gesetzt und auf jede Weise geplagt werden? Ob Baron Berger mir damals schon Recht gab, kann ich nicht sagen; nur, daß auch er dem Wunsch nach friedlicher Schlichtung Ausdruck gab. Was folgte, brauche ich nur zu streifen. Auf Helgoland, wo ich mich drei Tage lang ausruhte, traf ich zufällig einen der Sachwalter des Grafen Moltke. Ich hatte ihn vorher nicht gekannt und wir sprachen nur wenige Worte über die Sache. Bald danach kam dann ein Vergleich zu Stande. Das Urtheil Erster Instanz, das die Gräfin, weil sie ungünstige Gerüchte über den Grafen verbreitet habe, schuldig gesprochen hatte, wurde zwar rechtskräftig, trat aber nicht in Wirksamkeit. Vor dem Kammergericht hatte sich bereits ergeben (was auch Frau von Heyden, die Mutter, wenn sie hier wäre, beschworen hätte), daß die Sache anders stand. Da der Prozeß aber schon Jahre dauerte und die Gräfin nach langem Leid ein neues Eheband knüpfen, ihren Better heirathen wollte, sehnte sie das Ende herbei, verzichtete, gegen meinen Rath, auf die Zweite Instanz und entschloß sich zu dem für sie ehrenvollen Vergleich. Damit war meine Arbeit gethan. Ich hatte mit der Sache nichts mehr zu schaffen. Wie wars bis dahin gewesen? Ich will nicht verlegen, aber ich muß offen reden. Ich konnte nur den Eindruck haben, daß diese Sache nicht in Ordnung sei. Warum kam der Baron? Warum entschloß der Graf, der so ungeheuerlich beleidigt sein sollte, sich so schnell zum Verzicht auf die kammergerichtliche Instanz und zu einem Vergleich mit der Beleidigern? Warum suchte man mir nicht den Irrthum meiner Auffassung nachzuweisen oder sagte einfach: Thun Sie, was Sie wollen?

Jahre vergingen. Die Gräfin war Frau von Elbe geworden. Ich sah

sie nicht und hörte nicht von ihr. Im Oktober 1906 erschien das Tagebuch des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe. Aus diesem Buch fiel ein interessantes Streiflicht auf Philipp Eulenburg. Als man ihn zum Staatssekretär machen wollte, lief er zum Statthalter Hohenlohe und sagte: Um Gottes willen, ich will nicht da hinein; ich bin nicht für die Exigenzen dieser Stellung geschaffen; meine Aufgabe ist, der Freund des Kaisers zu sein und hinter den Coullissen zu stehen. Mit dem Buch hatte ich mich als Publizist zu beschäftigen. Ich schrieb darüber eine ganze Serie von langen Artikeln, die Einige vielleicht gelesen haben, und bei der Gelegenheit wurden auch die Herren erwähnt, die uns hier beschäftigen. Als ich beim Aufbau des zweiten Artikels war, erlebten wir die großartige Satire in Köpenick. Ich konnte die Woche nicht ganz vorübergehen lassen, ohne ein Wort darüber zu sagen, und schlug zu diesem Zweck einen Seitenpfad ein. Da zufällig an dem Tag von Köpenick der Herr Privatkläger und ein junger Prinz von Preußen dienstlich zu wirken hatten, so kam es unwillkürlich, daß ich sagte: Zwei Aestheten sind es, aber von sehr verschiedener Sinnrichtung; der eine ungemein frauenfreundlich und galant, der andere den Frauen durchaus abgeneigt. Die Akustik des Gerichtssaales erlaubt Manches und entschuldigt viel. Der Herr Vertreter der Privatklage will schon in dem Worte „Aesthet“ eine Kränkung sehen. Ich muß sagen: Ich wäre ziemlich stolz, wenn man mich so nennen würde. Dann sähe man in mir ja einen Mann, der sehr viel Artistisches in sich hat. Da beide Herren, der Prinz und der Stadtkommandant, Komponisten sind, lag der Vergleich nicht nur dem Satiriker nah. Ich wußte ja von diesen Reigungen des Herrn Generals. Er trat mir in diesem Saal nicht als Fremder entgegen und auch er hat recht oft mit gemeinsamen Bekannten über mich gesprochen. Wir wissen also Beide Alles von einander und hätten eigentlich keinen Grund, uns hier so zu behandeln, als wenn der Eine ein Ehrabschneider und der Andere ein fürchterlicher Sexualverbrecher wäre. Von mir aus ist es nicht geschehen.

In diesem ersten Artikel steht also, daß von zwei Aestheten der eine dem weiblichen Geschlecht sehr zugethon, der andere ihm sehr abgeneigt sei. Ich bin genöthigt, auf diese Artikel zurückzukommen. Wir haben uns so weit von Dem entfernt (und mußten es vielleicht; darüber habe ich nicht zu urtheilen), was ich wirklich geschrieben habe, daß es nachgerade doch nöthig ist, daran zu erinnern. Denn nur für das von mir Geschriebene trage ich die Verantwortung.

Dann kommt eine andere Stelle. Da wende ich mich sehr entschieden, sogar in der schroffsten Weise gegen den Fürsten Eulenburg. Dabei wird gesagt, daß der Kommandant von Berlin ihm näher stehe als der andere Moltke, der Neffe des großen Marschalls. Ist es wahr oder nicht wahr? Ist es eine Schande oder nicht? Steht der Herr Privatkläger nicht dem Fürsten Philipp

Gulenburg näher als der Generalstabschef? In diesem Artikel spreche ich über die dem Fürsten nahe Gruppe; und ich bitte alle Anwesenden, wenigstens für eine Minute lang unbefangen zu hören, wie ich von den Herren sprach, ehe an ein Strafverfahren oder irgendetwas Ähnliches zu denken war: „Lauter gute Menschen. Musikalisch, poetisch, spiritistisch; so fromm, daß sie vom Gebet mehr Heilswirkung erhoffen als von dem weisesten Arzt; und in ihrem Verkehr, mündlichen und schriftlichen, von rührender Freundschaftlichkeit.“ Meine Herren, das Schlimmste, was Sie bei der bödsartigsten Auslegung hier finden könnten, wäre eine ganz leise Ironie nach der Seite der Ueberschwänglichkeit; mehr nicht. Und da steht hier der Herr Privatkläger und erzählt, was auf seinen Schild geworfen und wie Ungeheuerliches ihm geschehen sei. Wem sagt er es? Mir? Habe ich etwa freiwillig das Bild seiner Ehe entrollt? Oder hat erst seine Klagekonstruktion mich dazu gezwungen? „Das Alles“ (geht es weiter) „wäre ihr Privatvergnügen, wenn sie nicht zur engsten Tafelrunde des Kaisers gehörten und von sichtbaren und unsichtbaren Stellen aus Hädchen spönnen, die dem Deutschen Reich die Athmung erschweren.“ Folgt ein heftiger Angriff auf den Fürsten Gulenburg; der schroffste, der denkbar war. Da steht der Satz: „Das unheilvolle Wirken dieses Mannes soll wenigstens nicht im Dunkel fortwähren.“ Meine Herren, sind Das „halbe Worte“? Sind Das Skandalosa? Oder ist Das Politik? Ist Das tapfer oder ist es feig? Ist Das ernsthaft oder ist es ein Skandalartikel? Entscheiden Sie! Ueber den Grafen Moltke steht nichts weiter in diesem Heft; und ich mache es nicht mit, daß man hier stets sagt: Wir Herren vom berliner und vom liebenberger Hof haben zwar nichts mit einander zu thun, aber was über Einen aus diesem Kreis gesagt wird, beziehe ich auf mich und dafür sollst Du bestraft werden. Das mache ich nicht mit; und ich habe die Zuversicht: kein deutsches Gericht macht es mit.

Nun kommt das Nachgespräch. Sieben Druckzeilen im Heft vom vierundzwanzigsten November. Wird der Herr Kläger hier als Verbrecher oder als etwas Fürchterliches dargestellt? Rein! Hier sind zwei Herren vorgeführt, die von einem Zukunftartikel der vorigen Woche sprechen: „Hast Du gelesen?“ „Der weiß, wen wir in unseren Briefen ‚das Liebchen‘ nennen.“ „Wenn Das herauskommt!“ Ich citire aus dem Gedächtniß. Ja, meine Herren, ich bin kein Prophet; aber genau so ist es doch geschehen in den selben Tagen; genau so haben die Herren damals ja zu einander gesprochen. Nicht wörtlich, gewiß, aber dem Sinne nach. Nicht im Ufergebiet, aber in der berliner Stadtkommandantur. Das kann nicht bestritten werden.

Nach dem Erscheinen dieses Artikels kam Baron Berger zu mir und sagte, die Herren seien sehr unruhig; ob denn nicht doch noch eine Verständigung möglich sei. Der Freiherr hatte sich schon mehrmals nach dieser Richtung

bemüht. Auch jetzt konnte ich ihm nur antworten: Ich habe nicht das Allgeringste gegen die Herren. Wie sollte ich? Keiner von ihnen hat mir je Etwas zu Leid gethan. Ich wende mich nur gegen den im Dunkel arbeitenden Nebenpolitiker und gegen sein willenloses Werkzeug. Hört diese Thätigkeit auf, dann existiren die Herren für den Publizisten nicht mehr. Der Gast verstand mich. Und Sie, meine Herren Richter? Da ist der Ausdruck „Liebchen.“ Denken Sie sich in die Lage eines Schriftstellers hinein, dem der Beweis vorliegt, daß diese Herren solche Gepflogenheiten haben, daß da ein Mann von dem großen, von dem noch heute unterschätzten Einfluß des Fürsten Eulenburg ist, der solche Lebensgewohnheiten hat, wie ich glauben muß, nach dieser Beweisaufnahme erst recht glauben muß, der seinem Freund sagt: Ich dulde nicht, daß Du mit Deiner Frau zusammenschläfst und dessen Taschentuch der Freund an die Lippen drückt. „Mein Geliebter“. „Mein Alles“. Dazu, bei sonst rührfäligem Wesen, die rohen Worte über Weib und Ehe, die grobe Mißhandlung der Frau. Sind Das normale Empfindungen? Ist es normal, daß man den Deutschen Kaiser in Briefen als „das Liebchen“ bezeichnet? Was geschehen oder nicht geschehen ist, kümmert mich nicht. Aber diese Dinge sind schlimmer als das vom Hofe Friedrich Wilhelms des Vierten Ueberlieferte. Wenn Sie lesen, daß der Adjutant Gerlach am Hof der „Geliebte des Königs“ genannt wurde, so ist auch damit durchaus nicht angedeutet, daß dort Unfug getrieben worden sei, wie wir ihn hier schildern hörten. Davon war und ist nicht die Rede. Aber da sind Empfindungskomplexe, von denen sich der normale Europäer keine Vorstellung macht. Und in welcher Sphäre, in welcher Nähe spielt sich Das ab? Wo leben wir, wenn man auf solche Dinge nicht mit behutsamem Finger weisen darf? Wenn kein Anderer es thut, dann thue ich es; nach Recht und Pflicht. Ich bin in den Augen des Herrn Privatklägers vielleicht sehr unwürdig, es zu thun; er hat ja den wundervollen Muth gehabt, hier meine Qualifikation in Frage zu stellen. Leider hat er nicht deutlicher geredet; sonst würden wir uns vielleicht noch weiter sprechen.

Der nächste Artikel. Da wird die Behauptung zurückgewiesen, ich hätte von dem Staatssekretär von Tschirschky gesagt, er unterhalte seit Langem enge Beziehungen zum Fürsten Eulenburg. Ich würde mirs dreimal überlegen, ehe ich Das von einem Mann sagte. Der Sinn dieses Satzes? Noch nie hat ein Mensch Herrn von Tschirschky der Homosexualität verdächtigt. War ich so verrückt, andeuten zu wollen, er habe ein Verhältniß mit dem Fürsten Eulenburg (verzeihen Sie, man muß sich der Kürze wegen derb ausdrücken), oder wollte ich mirs dreimal überlegen, ehe ich einen Mann zu dieser Interessengemeinschaft, dieser politischen Gruppe rechne? Der Fürst hielt den Sachsen wohl für einen bequemen Herrn; intim war er aber nicht mit ihm. Sie brauchen,

meine Herren, mir nicht zu glauben. Wofür aber zeugt hier die Logik? Ich kenne doch selbst Menschen, die dem Fürsten Eulenburg und dem Grafen Moltke sehr nah stehen. Verachte ich sie darum? Kommen sie nicht in mein Haus? Sitzen sie nicht an meinem Tisch? Ist dem Baron Berger eingefallen, sich beleidigt zu fühlen, weil ich den hier inkriminirten Satz schrieb? Der wußte, daß er nur politisch gemeint sein könne. Hat es denn einen Zweck, ist es denn würdig, einem Schriftsteller, schlecht oder gut (mein Gott, ich überschätze meinen persönlichen Liebreiz wirklich nicht, ich bilde mir gar nichts ein, halte mich weder für einen Engel noch für ein Genie), eine Interpretation seiner Worte aufzuzwingen, die er ablehnt und die jeder Unbefangene gewaltsam nennen muß? Schließlich bin ich nicht der Erstbeste. Glauben Sie, ich würde, um mich hier loszukaufen, meine Worte verleugnen, den Sinn von Worten bestreiten, die abertausend Menschen gelesen haben? Vernünftige Menschen, die lesen können. Was ist Das für eine traurige Sache, daß man nach den sonderbarsten Konstruktionen hascht und mich auf Etwas festnageln will, um ein mir ungünstiges Urtheil durchzudrücken! Solche Manöver hatte ich nicht erwartet. Ich glaubte, hier solle die Wahrheit gesucht werden.

In dem selben Artikel heißt es, daß ich der Gruppe jedes Privatvergnügen gönne, Spiritismus, Geisterseherei, Alles, was da getrieben wurde, sogar die Freude an Menschen, die mit dem Hinterkopf Bücher lesen, alle Gesundbeterei, alle Verhimmelung, die es da gegeben haben könnte, daß ich aber (und mit mir auch Häupter der Regierung, der ich recht fern stehe) dringend wünsche, diese Herren möchten aus dem Lichtkreis deutscher Politik verschwinden. Wo ist die Beleidigung? Wir sind doch in einem Strafverfahren, in einem Privatbeleidigungsprozeß. Wir sind schon beim vierten Heft und ich sehe noch immer nicht, wo die Beleidigungen sind, um die wir so viel Kraft und Zeit verlieren müssen.

Im nächsten Heft ist erwähnt, daß Graf Runo Moltke das Komthurkreuz des Hausordens von Hohenzollern bekommen habe. Was diese Erwähnung mit der Klage zu thun hat, weiß ich nicht. Ist es unwahr, daß der Stadtkommandant damals das Kreuz bekommen hat? Wir Alle wissen, daß es wahr ist. In dem selben Artikel wird auch Herr Lecomte genannt. Ich möchte darüber gleich ein Wort sagen. Mir ist es sehr unangenehm, daß dieser Herr hier eine so große Rolle gespielt hat. Ob er geschlechtlich normal oder abnorm ist, brauchte uns nicht zu kümmern und würde mich nicht interessiren, so wenig, wie mich andere solche Fälle, die ich zu Duzenden erfahren habe, interessiren können, wenn er hier nicht Vertreter einer fremden Großmacht gewesen wäre und sich dadurch stille Gemeinschaften ergeben hätten, die mir schädlich schienen. Ich muß sagen: Er hat seinem Vaterland sehr gut gedient und er hatte in Berlin nicht die Aufgabe, unsere Politik zu machen, sondern die der Fran-

zöfischen Republik. Es ist also gar kein Grund, zu sagen, daß er etwas Furchterliches gethan hat. Was er gethan hat, werde ich Ihnen nachher erzählen. Zunächst möchte ich nur bitten, in diesem Privatklageverfahren mir nicht immer zuzumuthen, ich solle Sätze vertheidigen, die bei schlimmster Deutung doch nur Herrn Lecomte beleidigen könnten. Der Herr hat mich nicht verklagt. Unserer Aufforderung, hier als Zeuge zu erscheinen, ist er bisher nicht gefolgt. Ich habe also nicht das Geringste mit ihm zu thun und sehe nicht ein, warum Graf Moltke beständig die Reizung hat, in Sätzen, die sich nur auf Herrn Lecomte beziehen, Beleidigungen seiner Person zu finden. Er steht dem Herrn freilich nicht ganz so fern, wie er mitunter andeuten zu wollen schien. Er kennt ihn schon recht lange und die Beziehungen waren schon vor Jahren sehr freundlich. Der französische Herr ist auch dem intimsten Freunde des Grafen so eng befreundet, daß man ihn hier nicht abhelfern kann. So unlösbar ist aber die Verknüpfung doch nicht, daß nun alles über den fremden Herrn Gesagte von dem Herrn Kläger als Beleidigung empfunden werden kann. Ich bin hier von dem Grafen Moltke angeeschuldigt und habe nur mit ihm zu thun.

Das gilt auch fürs nächste Heft. Nur des Exempels wegen möchte ich einen Augenblick dabei verweilen. „Kaum hatte Herr von Tschirskhy dem Botschaftsrath Lecomte (der ja nicht auf den Bordereingang angewiesen ist) artig erklärt, die Okkupation von Udja kummere uns nicht und könne keinen Anlaß zum Widerspruch geben: da kam eine Herausforderung, wie das Deutsche Reich sie seit seiner Geburt nicht erlebt hat.“ Kann Einer zweifeln, was hier gesagt werden sollte? Der Staatssekretär empfängt den Botschaftsrath Lecomte. Der Franzose kann aber noch auf einem anderen Weg die politische Stimmung kennen lernen; er hat die Thür, die ins Auswärtige Amt, und eine andere, die ins liebenberger Schloß führt. Ist es klar oder unklar, was gemeint ist? Soll etwa auf ein erotisches Verhältniß zum Staatssekretär hingedeutet sein? Das wäre doch heller Wahnsinn. Da sieht man, wohin solche gewaltsame Interpretirerei führt. Ist es würdig, jedes Zufallswörtchen zu beschnüffeln und zu versuchen, ihm einen ins Sexuelle hinüberschießenden Sinn zu geben? Wenn Herr Lecomte sich beleidigt fühlte, konnte er klagen. Er war klug genug, es nicht zu thun. Und ich denke, wir brauchten uns mit den Sätzen, die nur von ihm handeln und die Person des Herrn Klägers nicht berühren, hier nicht zu beschäftigen.

Endlich, am dreizehnten April, wird wieder der Herr Privatkläger erwähnt. Was war bisher über ihn gesagt worden? Daßer dem Fürsten Eulenburg näher stehe als der andere Moltke; daß er eine andere Sinnrichtung habe als ein junger, galanter Prinz; daß er die Wünsche seines Freundes an das Ohr des Kaisers bringe; daß er ein guter Mensch sei, musikalisch, poetisch, spiritistisch und vomührender Freundschaftlichkeit; in einem Zwiegespräch

wurde Einer, der seine Besorgniß aussprach, der Süße genannt. Das ist Alles, was ich über ihn geschrieben habe. Am dreizehnten April wurde er noch einmal erwähnt. Ein Engländer (so wird fingirt) zieht nach Deutschland hinüber und sagt: Wir haben immer geglaubt, die Deutschen wollten unsere Flotte vernichten, uns zur Großmacht zweiten Ranges herunterdrücken, den Dreizaß, die Weltherrschaft an sich reißen. Sind diese Deutschen denn wirklich so arg? Jetzt haben sie ja nachgegeben und sich zurückgezogen. Sie behaupten, daß sie nichts Böses im Schilde führen. Unsere Furcht war grundlos. Auch den Islam haben wir jetzt wieder. Und mit den Deutschen können wir uns ganz gut verständigen. Die sind gar nicht so schwierig, wie wir nach ihrer Geste dachten. „Wir hatten sicher geirrt. Blickt auf diese Tafelrunde. Philipp Eulenburg, Comte (den Tout-Paris nicht seit gestern kennt), Kuno Moltke, Hohenzollern, des Kanzlers Civiladjutant Below: Die träumen nicht von Weltbränden; habens schon warm genug.“ Meine Herren Richter, auch hier brauchen Sie mir nicht zu glauben; ich verlasse mich wiederum auf ihr Gefühl für Logik und Vernunft. Sollte und konnte der Engländer, den ich reden ließ, sagen: Die Leute da drüben wollen keinen Weltbrand, denn sie sind homosexuell? Oder ist der Sinn des Satzes einfach: Die Leute da drüben brauchen nicht in einem Weltkrieg Vortheil zu suchen, denn sie sitzen schon in warmen, behaglichen Stellungen und haben es nicht nöthig, von fürchterlichen Ereignissen Förderung zu erwarten? Welche logische Möglichkeit giebt es, zu sagen: Diese Herren wollen keinen Weltbrand, keinen Krieg, denn sie sind geschlechtlich abnorm? Die Abnormität wäre kein Hinderniß kriegerischer Leistung. Mir hat ein Herr erzählt, die erste Frage, die er gestern beim Betreten des Gerichtssaales hörte, habe gelautet: „Herr Sachverständiger, wie denken Sie über das Geschlechtsleben Julius Caesars?“ Das ist wirklich gefragt worden; von dem Herrn Vertreter der Privatklage. Ich erwähne es, um daran zu erinnern, daß der große Feldherr Roms heute von Einzelnen für geschlechtlich abnorm gehalten wird. Auch Friedrich der Große und andere berühmte Heerführer gelten dafür. Daß Homosexualität unvereinbar mit militärischer, kriegerischer Gesinnung sei, ist meines Wissens bisher nicht behauptet worden. Mußte man hier wieder eine geheimnißvolle Bedeutung erquälen? Der Sinn liegt doch auf der Hand. Diese Glücksgünstlinge brauchen nicht an einem Weltbrand ihre Suppe zu kochen; sind nicht auf Kriege angewiesen; können von ihnen nur Schaden haben. Kennt Tout-Paris den Botschaftsrath etwa als Homosexuellen? Nein; aber als ungemein friedfertigen Sohn eines Kaufmannshauses. Es ist sehr lästig, so lange über solche Dinge zu sprechen. In diesem Haus habe ich schon in ernsterer Gefahr gestanden. Fragen Sie, ob ich nicht den Muth hatte, zu sagen, was ich sagen wollte! Sonst hätte man mich

nicht zweimal auf die Festung geschickt. Und hier? Ich brauchte ja nur aus den Akten die erweilichen Thatfachen zu veröffentlichen und konnte zwanzig Hefte damit füllen, wenn mirs darum zu thun war, die Herren zu ärgern. Das war ganz ungefährlich. Und jetzt wollen die Herren behaupten, überall, wo das Adjektiv „warm“ angewandt wird, solle an Kinädenunfug erinnert werden? Etwa auch da, wovon einem schwäbischen Freiherrn gesagt ist, man hoffe, ein warmes Eckchen für ihn zu finden? Wo man nichts herauslesen kann, liest man hinein. Wer belächelt oder verachtet wird, weil das Wörtchen „warm“ irgendwie mit ihm in Verbindung gebracht worden ist, hat nicht mehr viel an Reputation zu verlieren. Sie kennen Bettensokers Hypothese vom X. Mensch und Bazillus ergeben noch keine Infektion; ein dritter Faktor muß hinzukommen. Dieses X heißt hier: Fama, übler Ruf oder wie Sie sonst wollen. Wenn Einer für pervers gilt, wird jedes Wort, das sich zu einer Anspielung umdeuten läßt, gierig aufgegriffen. Danach habe ich nicht zu fragen. Wenn von mir gesagt würde, ich habe es warm genug, würde Keiner die Lippe verziehen. Meinetwegen könnte man schreiben, ich sei meinem Vertheidiger in warmer Brüderlichkeit ergeben. Keiner würde dabei an Geschlechtsbeziehungen denken. Mein Alibi brauchte ich nicht erst zu erweisen. Und wenn Andere in anderem Ruf stehen, ist's am Ende doch nicht meine Schuld.

Verzeihen Sie, daß meine Rede nicht besser aufgebaut ist. Ich bin kein Redner, wie es Brutus ist, und bin nach diesen vier Tagen erschöpft. Ich habe mir auch nicht am Abend vor der Verhandlung eine pathetische Erklärung aufgeschrieben, die am nächsten Mittag zeigen soll, wie empört, wie entrüstet ich bin. Ich spreche aus dem Stegreif und sage, so gut ichs kann, was mir gerade durch den Kopf geht. Um oratorischen Erfolg buhle ich nicht.

Noch ein Artikel ist in der Anlagenschrift erwähnt. Da heißt es, daß ein preußischer Prinz (ich nenne den Namen nicht noch einmal, damit er nicht wieder durch die Berichte geht), weil er an erblicher Perversion des Geschlechtstriebs leidet, auf den Vorfiß in einem Ordenskapital verzichten mußte. Der Herr Vertreter der Klage findet besonders boshaft, daß die Vererbung erwähnt wurde. Seltsam. Der Hinweis auf Heredität kann ja nur entlasten. Ich will daran erinnern: wir haben hier mit der selben Familie zu thun, der die beiden Grafen Hohenau entstammen; der entstammt auch dieser Prinz. Da haben sich die Fälle von Homosexualität so gehäuft (ich brauche die nicht hierher gehörigen nicht anzuführen), daß man von Vererbung reden muß. Werfe ich Steine auf diese Männer? Ich sage: Sie sind kranke, unglückliche Menschen, die Mitleid verdienen. Den Norma'en gleichwerthig sind sie nach meiner Ueberzeugung freilich nicht, wie stark auch ihre besonderen Qualitäten im Einzelnen sein mögen, und auf jeden Platz taugen sie nicht. Darin unterscheide ich mich von dem Herrn

Sachverständigen, der nicht zugeben will, daß uralte Menschen in ihrer Gesamtleistung geringer einzuschätzen seien als normale. In dem Artikel wird dann gefragt, ob es nicht auch im Kapitel des Schwarzen Adlers einen gebe, dessen vita sexualis nicht gesunder sei als die des verbannten Bringen. Der Herr Kläger ist nicht Ritter dieses Hohen Ordens. Irgendein Wort, eine Andeutung, die, wenn auch nur von Weitem, auf den Grafen Moltke bezogen werden könnte, steht nicht darin. Ich frage mich vergebens: da es doch keine Gruppe, keinen Kreis, keine Interessengemeinschaft geben soll, warum sind Artikel herangezogen worden, in denen kein Wörtchen, keine Silbe an den Grafen Moltke erinnert? Der wäre durch diese Artikel ja nicht einmal gekränkt, wenn es solchen Kreis, solche Gruppe gäbe. Er klagt. Die Anderen schweigen und sind selbst als Zeugen nicht in diesen Saal zu bringen. Warum haben sie nicht geklagt, wenn sie sich beleidigt fühlen? Ich weiß es nicht. Vor Gericht ihre Sache zu führen, ist Graf Moltke aber nicht befugt.

Der Herr Vertreter der Privatklage sagte morgens, die Serie sei einmal unterbrochen worden. Richtiger wäre: abgebrochen. Warum schwieg ich? Weil ich glaubte, als Politiker mit den Herren mich nicht mehr beschäftigen zu müssen. Baron Berger, der sich selbstlos für seine Freunde bemühte, brachte mir nach einigem Hin und Her die ausdrückliche Versicherung des Fürsten, ein Versuch politischer Einwirkung sei von ihm nicht mehr zu fürchten; er ziehe sich zurück und gehe einstweilen auf einige Monate an den Genfer See. Hatte ich nun etwa Grund, zu glauben, daß die Akten und andere Papiere, andere Darstellungen mir ein unrichtiges Bild gegeben hatten? Konnte ich Das, nach all dem Erlebten, annehmen? Wenn der Herr Baron in diesem Saal gestanden hätte (und ich werde stets bedauern, daß es nicht dazu gekommen ist, denn dieses Zeugniß betraf einen der wichtigsten Punkte des Prozesses), so hätte ich an seine Aussage noch einige Fragen zu knüpfen gehabt. Diese: Haben Sie dem Fürsten Eulenburg am fünfundzwanzigsten November gesagt: Harden hält Sie für jenseitlich anormal und meint, schon wegen Ihrer Freundschaft mit dem französischen Herrn und wegen der Möglichkeit eines Aergernisses sei es nöthig, daß Sie sich nicht mehr in der bisher gewohnten Weise bethätigen, unbedingt, aus patriotischen und psychologischen Gründen, nöthig, daß Sie sich jeder Einwirkung auf die Reichsgeschäfte und auf Personalien enthalten? Diese Frage wäre bejaht worden. Dann hätte ich weiter gefragt: „Und was hat der Fürst darauf geantwortet?“ „Nichts.“ „Hat er gar nicht darauf reagirt?“ Er wohnte in der Stadtkommandantur bei dem Grafen Moltke, wo er damals abzustein pflegte, wenn er nach Berlin kam, und ich kann mir, nach Alledem, was ich seit Jahren von ihm gehört habe, die ganze Situation recht deutlich vorstellen. „Hat er auf Ihre Mittheilung, die doch unzweideutig war, gar nicht geantwortet?“

„Nein; er hat die Augen niedergeschlagen.“ Das hätten wir in diesem Saal gehört, wenn der Zeuge vernommen worden wäre.

Diese Gespräche wurden Ende November geführt. Der Fürst ging fort, ging nach Territet. Graf Moltke blieb auf seinem Platz. Warum nicht? Glauben Sie, ich habe je den Wunsch gehabt, den lächerlichen, irrsinnigen Wunsch, den Herrn Grafen von dem Posten des Stadtkommandanten zu vertreiben? Eine besonders hohe Stellung ist es nicht, erst recht keine, die an sich politischen Einfluß gewährt; und mir kann doch wirklich höchst gleichgiltig sein, wer in der Kommandantur befiehlt. Ich will annehmen, daß der Herr Graf dort vorzüglich gewirkt hat. Als Freund und Werkzeug seines Freundes hat er nach meiner wohlgeprüften Ueberzeugung schädlich gewirkt. Wenn diese Ueberzeugung irrig wäre: als strafbare Beleidigung wäre sie sicher nicht aufzufassen. Ob der Herr, der mir hier als Kläger gegenübersteht, immer gemerkt hat, wozu er benutzt wurde, habe ich nicht zu beurtheilen. Für einen Politiker von der Art des Fürsten Eulenburg ist es von unschätzbarem Werth, einen Mann, einen ganz sicheren, einen im Verkehr mit dem Freund ganz kritiklosen Mann zu haben, der fast täglich um den Kaiser ist oder doch die Möglichkeit hat, täglich zu erfahren, was dort geschieht, wie die Stimmung ist, mit wem gesprochen wurde; und so weiter. Das ist von unschätzbarem Werth. Und hier ist beschworen worden (und noch eine Zeugin hat sich erboten, es zu beschwören), daß thatsächlich fast jeden Tag von dem Herrn Privatkläger an Philipp Eulenburg über den Kaiser berichtet wurde. Erinnern Sie sich auch des Wortes: „Wir haben einen Ring um Seine Majestät gezogen, einen Kreis geschlossen, in den Niemand eindringen kann.“ Handelte sich hier etwa um private Dinge? Mir scheint: um ein öffentliches, ein politisches, ein deutsches Interesse; um Zustände, die Manches aus der Geschichte der letzten Jahrzehnte erklären und die, bei Gefahr des Reichslebens, nicht fort dauern durften. Da sich mir das Verhältniß der beiden Freunde so malte, war mir in dem Moment, wo Fürst Eulenburg sich zurückzog, die Person des Herrn Klägers (er wird es mir nicht übelnehmen) völlig uninteressant geworden; sie hatte mich gar nicht mehr zu kümmern. Aber es blieb nicht so. Der Fürst kam zurück. Und für Deutschland kamen böse Tage; die schwärzesten, die wir gesehen haben, seit es wieder ein Reich giebt. Da habe ich die eulenburgischen Circel wieder zu stören versucht und auch den Herrn Kläger wieder genannt. Genannt, nicht beleidigt. Mein Wunsch war nur, die Herren möchten sich zurückziehen und die verantwortlichen Männer (die ich darum noch nicht zu lieben brauche, die aber eben verantwortlich sind) nicht geniren. Was bleibt nun von all den angeblichen Beleidigungen übrig? Acht Artikel sind inkriminirt; zusammen finds hundertzwanzig Seiten. Graf Moltke ist nur in ein paar Zeilen erwähnt. Ueber seine

Sexualität steht da nur, daß er anders empfindet als ein Frauenjäger. Sonst nichts. In allen acht Hefen. Ueberhaupt nichts, was ihn beleidigen kann. Da er mich aber verklagt und durch künstliche Konstruktionen meine paar Worte umzudeuten unternommen hat, war ich, als Angeeschuldigter, zu dem Versuch genöthigt, seine Normwidrigkeit, die in den Artikeln nicht behauptet ist, hier zu erweisen. Sua culpa. Er forderte den Beweis und es ist nicht meine Schuld, daß wir hier so traurige Auftritte sahen und so häßliche Worte hörten.

Die paar Sätze über Gulenburg und seine Freunde, die kleinen Glossen, die in Artikeln von sechzehn und zwanzig Seiten standen, waren in meiner Wochenchrift gar nicht besonders bemerkt worden. Als im Mai dann der Lärm losbrach, haben mindestens hundert Leser an mich geschrieben und gefragt: Wann war Das? Wo hat Das gestanden? Wir haben es nicht gelesen. Ich mußte antworten: Ich auch nicht; ich habe es weder gelesen noch geschrieben. Nur von zwei Personen weiß ich sicher, daß sie diese Sätze bemerkt hatten: von dem Fürsten Gulenburg und dem Grafen Moltke. Mit ihrem Bissen und in ihrem Interesse hatte Baron Berger mich mehrmals besucht. Beiden hat er schließlich offen gesagt, was er aus meinem Munde gehört, was ich aber nicht geschrieben hatte; rückhaltlos. In der Erklärung, die mein Herr Vertheidiger hier verlesen hat, sagt der Baron: „Mindestens seit diesen Einzelgesprächen vom November 1906, nach meiner Ueberzeugung aber sehr viel länger wissen beide Herren, aus welchen ausschließlich politischen Gründen Harden sie gelegentlich erwähnt.“ Da sie eine Verständigung wünschten, konnten sie versuchen, mich zu anderer Auffassung ihres Wesens zu bringen; sie haben es nicht gethan. Wenn sie sich beleidigt fühlen, konnten sie klagen; sie haben es nicht gethan. War im Juni, im siebenten Monat nach dem gewünschten Waffenstillstand, das Klagerrecht nicht mindestens moralisch verjährt? Ist es hübsch, im Sommer Artikel zu inkriminiren, über die man im Winter friedlich verhandelt hat, und eine fortgejetzte Handlung zu behaupten, trotzdem man weiß, daß und weshalb die Handlung aufgehört hatte?

Auch an eine Herausforderung konnten die Herren denken. Graf Moltke hat angedeutet, daß er daran gedacht habe. Ich muß guten Glauben annehmen. Aber er irrt. Das beweist die Aussage des Freiherrn von Berger und beweisen die Briefe, die ich besitze. Graf Moltke hat diese Möglichkeit damals nicht erwogen. Das heißt: erwogen mag er sie im Innern haben (ich habe nicht die Ehre, ihn zu kennen); nur: ausgesprochen hat er die Absicht nicht. Viele Monate später erst, nicht im November, nicht im Dezember, sondern im Mai hat er sie ausgesprochen. In der Dezemberzeit war die Stimmung des Herrn Grafen absolut friedlich für mich. Er wollte mich weder mit persönlichen noch mit gerichtlichen Konflikten behelligen, sondern eine Verständ-

digung herbeiführen. Dazu war ich bereit; ich hätte die Herren nicht mehr erwähnt, wenn der Fürst nicht so früh aus Territet zurückgekehrt wäre und nicht in der marokkanischen Sache hinter der Szene mitgearbeitet hätte. An einen Konflikt dachte damals Niemand. Deshalb ist es auch nicht gerade freundlich, selbst in solchen Momenten und nach all den Tagen nicht sehr nett, so zu thun, als habe Baron Berger auf die Duellfrage geantwortet: Dazu kriegen Sie den Mann nicht. Oder: Der ist feig. Davon kann nicht die Rede sein. Baron Berger hat es weder gesagt noch gedacht; unsere Meinungen stimmten in dieser Sache stets überein. Hier war kein Fall, wo man seinen Gesundheitstrost, sein Leben und die mühsame Arbeit dieses Lebens aufs blutige Spiel setzen mußte. Hier handelte sich nicht um Persönliches, sondern um Politisches. Gar zu bequem darf man politischen Gegnern doch nicht machen. Wenn ich bei solchem Anlaß Herausforderungen annähme, käme ich vom Duellplatz bald nicht mehr heim. Das hat der Baron seinem Freund gesagt; im Mai, nicht im November. Der Herr General hat also zwiefach geirrt. Aber ich stelle aus seinen eigenen Worten fest, daß er, als er erfahren hatte, ich würde eine Herausforderung nicht annehmen, mir eine geschickt hat. Warum fragte er vorher und forderte, als er der Ablehnung sicher war?

Bald nach dem Erscheinen des Artikels „Roulette“ (in dem der Herr Kläger nicht erwähnt ist) ging der Kronprinz zu seinem Vater und brachte ihm einige Hefte der „Zukunft“. Das ist ja allgemein bekannt; hier wiederzugeben, was mir darüber erzählt worden ist, würde ich nicht für geschmackvoll halten. Sie haben gelesen, daß der Kaiser sich Vorträge halten ließ, einen besonders langen vom Chef des Militärkabinetts, und wissen, was dann geschehen ist. In der „Zukunft“ waren genannt die Namen Moltke, Eulenburg, Hohenau, Lecomte und Below. Herr von Below hatte mit Liebenberg und dessen Gästen nichts zu thun und wurde nur miterwähnt, weil er auch zu den sanften Schalmelbläsern gehörte. Ein vom Kanzler übriggens sehr geschätzter Beamter. Einer, der nicht schroff war und den Fremden Vertrauen einflößte. Darum gehörte er in die Reihe der Friedensfreunde. Das könnte ich zu meiner Vertheidigung benutzen, wenn ich überhaupt eine Vertheidigung unternähme. Aber ich erwarte in Ruhe den Spruch des Gerichtes. Sonst hätte ich mit diesem Namen nach Herzenslust krebzen können. Herr von Below war ja nicht in Eulenburgs, sondern in Bülow's Lager, und steht nur in dem Geruch, ein etwas kränzlich weichmüthiger Freund der Blauen Blume zu sein.

Was geschah nun? Kein einziger der Herren, die in diesen Heften genannt waren, ist auf seinem Posten geblieben: Eulenburg, Moltke, Below, Hohenau, Lecomte. Meine Herren, habe ich Das bewirkt? Nein; ich habe im Deutschen Reich nicht solche Macht. Ein vornehmer Homosexueller lief damals

zwar herum und jammerte: Großer Gott, dieser Harden regirt jetzt Preußen! Das war aber wohl nicht ganz ernst gemeint. Er regirt wirklich nicht. Die Angst verzerrt alle Linien und macht aus Menschengesichtern Frazen. Die Sätze, von denen ich hier sprach, sollen bewirkt haben, daß fünf Männer aus hohen Stellungen entfernt wurden? Nein. So mächtig bin ich leider nicht. Sonst würde ich vielleicht manches Revirement versuchen.

Nun aber kommt etwas sehr Merkwürdiges an öffentlicher Verwirrung, wenn man so nennen darf. Die Thatfache, daß die erste Anregung zu dem kaiserlichen Entschluß aus der „Zukunft“ gekommen war, also von einem Manne, der bekanntlich keine höfische Stellung hat und oben nicht allzu beliebt ist, wirkte ungemein stark. Von der anderen Seite wurde der Fehler gemacht, durch Notizen, deren Herkunft nicht zweifelhaft war, die Presse auch noch auf dieses Zusammentreffen hinzuweisen. Und nun entstand schnell die Meinung, da müsse Abenteuerliches ans Licht gekommen sein, ganz Ungeheuerliches; sonst wären diese Günstlinge, diese angesehenen Herren nicht gezwungen worden, aus ihren Aemtern zu scheiden. Bis dahin hatte ich kein Wort gesagt, keine Silbe; meine Arbeit war gethan, die Herren waren fort, ich hatte nicht die Absicht, ihnen Etwas ans Zeug zu flücken, Leidende zu ärgern oder zwischen Leichen Freuden sprünge zu machen. Ich habe kein Wort gesagt, auch nicht, als man in die Zeitungen brachte, wider allen Brauch, wider allen Anstand, ich sei „gestellt“ worden und habe gekniffen, was, wie der veröffentlichte Briefwechsel erweist, doch einfach nicht wahr ist. Auch Das habe ich hingenommen; und ich habe bisher über die Provenienz der Notiz nicht gesprochen. Nun ging es in raschem Tempo weiter und wir erlebten einen Höllenlärm. In hundert Zeitungen stand, die Herren seien Hundertfünfundsiebzig; und Aehnliches. Plötzlich hatte Seder Alles längst gewußt. Was denn? Von mir hat Niemand Etwas erfahren und Verstöße gegen das Strafgesetz habe ich nie auch nur mit einem Buchstaben angedeutet. Ich hoffte, ein offizielles Wort werde den Lärm enden; da es nicht geschah, versuchte ich als Politiker, ihn zu dämpfen. Ich schrieb den Artikel „Nur ein paar Worte“. Acht Seiten, hieß es; wie kann man darüber schreiben „Nur ein paar Worte“? Aber der Titel deutet nicht den Inhalt an, sondern die Wirkung, die durch ein paar Worte erreicht worden war. Ich habe in diesem Saal nicht beantragt (und ich hoffe, es nicht bereuen zu müssen), diesen Artikel und den ihm folgenden, „Die Freunde“, verlesen zu lassen. Ich habe darin gesagt, man solle mir keine Staatsretterthat zuschreiben, meine Leistung nicht überschätzen; ich habe höchstens dazu mitgewirkt, eine dem Reich drohende Gefahr zu verringern, aber doch eben nur an sehr bescheidener Stelle mitgewirkt. Und ich habe weiter gesagt, man solle nicht wahnsinnig übertreiben, die entameten Herren nicht als Verbrecher aus-

schreien und thun, als werde das Deutsche Reich von Knabenschändern und anderen ehrlosen Kerlen regirt. Da stehen auch die Sätze: „Der Kaiser war informirt; auf seine Entschlüsse mir eine Einwirkung anzumahen, wäre mir lächerlich erschienen. Und jämmerlich, mit privaten Behelligungen ins Licht zu rennen. Jedes Geräusch, jede Aufbausung mußte schaden; den Betroffenen und dem Reich, dem sie auch ohne Amt doch wohl dienen wollen.“ In dem Artikel ist ferner gesagt, wie die Wissenschaft zwischen Perversion und Pervertität, Sexualempfinden und Sexualbethätigung unterscheidet. Ich bitte, noch drei Sätze aus dem Artikel verlesen zu dürfen. „Wenn an der sichtbarsten Stelle des Staates Männer von abnormem Empfinden einen Ring bilden und eine durch Erfahrung nicht gewarnte Seele einzuklammern suchen, dann ist es ein ungesunder Zustand. Ein höchst gefährlicher, wenn in diese Geister-ringbildung der Vertreter fremder Machtinteressen aufgenommen ward. Um den Paragraphen 175 des Strafgesetzbuches handelt sich bei Alledem nicht.“

Als dieser Artikel erschienen war, riefen manche meiner Kollegen von der Presse, Das sei ein Rückzug, ein Produkt der Feigheit. Heute, meine Herren, werden sie wohl anders darüber denken. Sie haben damals geirrt, weil sie vergaßen, daß ich als Politiker, nicht als Journalist handeln wollte und mußte. Politiker, Journalist: zwei schöne, bedeutsame, große, aber sehr verschiedene Berufe. Ich kann hier nur einen Unterschied erwähnen. Der Journalist will Erfolg, der Politiker Wirkung. Als die Wirkung erreicht war, durfte ich nach Applaus nicht fragen. Der mußte mir gleichgiltig sein und ward auch. Ich habe mich nicht gefürchtet, in die Bresche zu treten. Mochte man mich schimpfen: wenn der übers Ziel hinaus-schallende Lärm nur aufhörte. Hatte ichs nöthig, all den Schimpf hinzunehmen und die Leute schreien zu lassen, als hätte ich Etwas erfunden? Sie wissen, daß ichs nicht nöthig hatte. Die Akten, Briefe, Eingaben lagen in meinem Haus. Ich hatte ja nicht nur die Darstellung der Frau von Elbe, sondern auch Briefe ihrer Eltern, ihrer Anwälte, die Sachen gegen die Grafen Hohenau und Lynar und manches, manches Andere. Das brauchte ich bloß zu veröffentlichen: dann hatten die Leute ihr Spektakel und ich wäre gelobt worden, auch wenn ich später den Krieg mit Schmach verloren hätte. Daß ichs nicht that, darauf bin ich gar nicht stolz. Das war einfache Pflicht. Mit welcher Bönne aber wäre mein Material aufgenommen worden! Schon weil die Hauptaffairen in der Schicht des Adels und Hofes spielten. Als ob solche Sachen nicht überall vorkämen, unten sogar wie oben! Als ob ein Halbdauend Degenerirter gegen die Gesundheit einer Klasse zu zeugen vermöchte! Ich mag nicht meine Wunden entblößen und winseln. Aber es war eine widrige Zeit, vielleicht so unangenehm wie für den Grafen Moltke. Und ich konnte doch ruhig Alles drucken, mir Ruhe schaffen

und fragen: Ihr Esel, was wollt Ihr denn? Glaubt ihr wirklich, ich wisse nichts, ich sage mehr, als ich weiß? Hundertmal weniger; weil ich es für anständig halte, weil ich nicht ein Wort mehr sagen will, als für den Zweck nöthig ist. Ich habe mich dem Sturm gestellt und den Kothfugelregen ertragen. Aber Sie können mir nicht verdanken, wenn mich bei der Erinnerung an alle diese Dinge in diesem Saal manchmal die Leidenschaft überwältigt hat.

Die Thatfache, daß die Staatsanwaltschaft den Herrn Privatkläger in allen Instanzen abgewiesen hat, ist hier mehrmals erwähnt worden. Ich muß annehmen, daß der Herr Graf von diesen Dingen noch mehr weiß als ich. Glaubt Jemand, daß dieser Entschluß, die Erhebung der öffentlichen Anklage abzulehnen, nicht sehr reiflich erwogen war? Das wird sich Jeder selbst sagen. Ich weiß, daß ich kein Wort geschrieben habe, durch das Graf Nolte beleidigt sein könnte; bis in den Rai wußte ers selbst: sonst hätte er, ein General, nicht Verständigung gesucht. Aber denkbar war doch, daß einige Herren hier unter dem Schuß der königlichen Staatsanwaltschaft mir als zu vereidende Zeugen gegenübertraten. Sie werden mir vielleicht zugestehen: geradezu erbärmlich feig ist es doch nicht, wenn man trotz solcher Gefahr in Deutschland seine Pflicht thut, wenn man seine ganze Existenz aufs Spiel setzt. Geldstrafe bis zu fünfzehnhundert Mark, Gefängniß bis zu zwei Jahren: Das sind die Strafmaße des Paragraphen 186. Das Gefühl der Pflicht, das in solche Klippen treibt, muß immerhin ziemlich stark sein. Gefängnißstrafe, bei meinen Gesundheitsverhältnissen ein Todesurtheil: Das konnte mir blühen, wenn erwiesen wurde, daß ich ein frivoler Keel sei, der sich allerlei Geschichtchen erfunden habe. Die Herren Schimpfer haben behaglich in ihrem Stübchen gesessen; auch sie hattens schon warm genug. Wer hat denn in dieser Sache Etwas gewagt? Wer? Doch nur ich. Verzeihen Sie; ich hatte mir vorgenommen, ruhig zu bleiben. Aber leicht ist's nicht. Also ich bin sicher, daß die Staatsanwaltschaft sehr ernstlich erwogen hat, was sie thun solle, und es war gewiß nicht die Rücksicht auf Herrn Harden in Grunewald, die diese königliche Behörde veranlaßt hat, zu sagen: Nein. Vielleicht fand sie, wie noch jeder Jurist, mit dem ich in dieser Sache zu thun hatte, hier keine Beleidigung; vielleicht dachte sie auch, nachdem der König von Preußen gesprochen habe, sei es besser, wenn die Parteien sich mit gleichem Recht gegenüberstehen. Ich habe keine Beziehungen zu mächtigen Herren, die auf mich Rücksicht nehmen könnten; weder im preussischen Ministerium noch sonstwo. Um mir einen Gefallen zu thun, geschieht nichts. Die Herren sind im Irrthum, wenn sie etwa geglaubt haben, daß hinter mir irgendwelche politische Mächte stehen. Niemand stützt mich. Ich stehe auf meinen eigenen Füßen. Ich sage Das hier auf die Gefahr, meine Position in den Augen von Menschen zu schwächen, die in einem heim-

lichen Patronat etwas Großartiges sehen. Ich bin gewohnt, nach eigenem Entschluß zu handeln, und lasse mich nicht als Werkzeug gebrauchen, weder von einem Wirklichen Geheimen Rath noch sogar von einem Kanzler a. D. Ich habe es nicht gethan, als dieser Kanzler Bismarck hieß (er hats mir auch nie zugemuthet), und ich werde meine Selbständigkeit um keinen Preis jemals aufgeben.

Während der Verhandlung ist erwähnt worden, was Bismarck über den Freund des Herrn Privatklägers gesagt hat. Das ist natürlich kein Evangelium. Auch der Gröfste kann geirrt haben. Immerhin: in mir hinterließen diese Worte einen tiefen Eindruck. Ich hörte zum ersten Mal einen bedeutenden Mann über die Persönlichkeit dieses Grafen reden, der jetzt Fürst ist. Bismarck hat ziemlich oft mit mir darüber gesprochen; über gewisse Vorgänge und gewisse Herren, die er die Liebenberger nannte; und er hat in diesen Gesprächen auch die krankhafte Seite des (übrigens sehr klugen und gebildeten) Herrn stark berührt. Ich hätte es nicht vorgebracht, denn Bismarck ist tot und wird noch im Grab angefeindet. Aber Herr Dr. Paul Liman, dem es auch, in sehr grassen Ausdrücken, gesagt wurde, war bereit, es zu beschwören. Er ist nicht vernommen worden und der Herr von Liebenberg ist nicht erschienen. Etwas nicht ganz so Persönliches möchte ich aber sagen, weil es Sie in meine politischen Motive blicken läßt. Zu den Stimmungen und Verstimmungen, an denen Bismarck schließlich geseitert, über die er gestürzt ist, hat Das, was man Liebenberg zu nennen pflegt, recht wesentlich beigetragen. Das ist den Politikern ja nicht ganz neu. Wodurch ist dieses große historische Schauspiel, diese deutsche Tragoedie nöthig geworden? Dieser rasche Bruch, der auf der Menschheitshöhen heute wohl von Allen bedauert wird? Bismarck war in jedem Wesenszuge genial, aber er war auch (ich glaube, ihn wirklich sehr gut gekannt zu haben, und bin manchen Tag fast von früh bis tief in die Nacht mit ihm zusammen gewesen) einer der schlechtesten Menschenbeurtheiler, die es bei so phänomenaler Begabung je gegeben hat. Das sage ich hier ganz offen, trotzdem ich weiß, daß Herr Justizrath von Gordon sich jetzt diesen Satz notiren und nachher sagen wird: Ergo hat Bismarck sich auch in Gulemburg getäuscht. Das ist doch unwahrscheinlich; ehe er so furchtbar hart urtheilte, sah er wohl genau hin. Aber ich habe durchaus nicht die Absicht, den Herren ein Argument zu schmälern; ich erzähle, was wahr ist, und warte die Wirkung gelassen ab. So lange der Fürst im Amt war und in der Arbeit steckte, suchte er, für den Dienst wenigstens, nur Werkzeuge, nicht Menschen. Später hatte er Zeit („Wenn ich die Nägel geschnitten habe, ist mein Tagewerk gethan“, sagte er traurig) und wählte seine Gesellschaft nach dem Instinkt. In fast allen Gehilfen aber hat er sich, nach seiner Ueberzeugung, getäuscht. Vielleicht enttäuschten sie ihn nur, weil er zu viel verlangte und ihr Wesen an einer Riesenelle maß. Dieser

furchtbar leidenschaftliche, kraterhafte Mensch hatte sich auch in der Natur und in der Art des dritten Kaisers getäuscht; er war sicher, den jungen Herrn ganz in der Hand behalten, sehr leicht mit ihm auskommen zu können. Das war ein Irrthum. Psychologen und kluge Diagnostiker hatten ihn vorausgesehen. Das Verhalten wurde rasch unhaltbar; besonders auch dadurch, daß der erste Kanzler im Deutschen Reich es für richtig, sogar für nöthig fand, dem jungen Kanzler vor Zeugen sachlich entgegenzutreten. Ehrerbietig, versteht sich; anders war's nicht denkbar bei diesem Mann. Aber Bismarck, der im geselligen Verkehr so wundervoll höflich war, konnte leicht Schroff werden, wenn er eine Sache wollte, und hatte nicht das Höflingstalent, Ueberlegenheit oder deren Schein hinzunehmen. Von dem alten Herrn her war er gewöhnt, offen zu reden, Alles schnell und ohne Kurialien zu erledigen, wenn Eile nöthig war. Das glaubte er der Reichs-sache zu schulden; und hat sich dadurch unendlich geschadet. Denn neben dieser ungeheuren Gestalt, die immer nur eine Sache wollte, die vorwärts drängte nach irgendeiner Richtung, die wirken und schaffen wollte, die produktiv war, neben der war eine Gruppe oder ein Grüppchen, das eigentlich politische Zwecke großen Stils für das Deutsche Reich nicht verfolgte, aber natürlich auch nicht etwa landesverrätherische (davon ist auch wieder keine Rede; sobald man zu Superlativen kommt, beginnt der Unsinn), das aber in seiner Weise nur von Etape zu Etape vorrückte und vor allen Dingen immer nur den Wunsch hatte, im richtigen Licht zu stehen, den Herrn bei guter Laune zu erhalten und ihm nicht durch Widerspruch lästig zu werden. So hat Bismarck ungeheure Schwierigkeiten dadurch gehabt, daß seiner durchaus männlich offenen Art und vielfach ziemlich temperamentvollen und leidenschaftlichen Art, die nur dienen, nicht dienen konnte, auf der anderen Seite ein überschwängliches, von jedem Wort begeistertes, vor jedem Blick himmelndes Wesen gegenüberstand. Davon wird in einer Reichsgeschichte noch viel zu reden sein. Bismarck kannte den Feind genau. Und sanft war er auch als Greis nicht. Er hatte manchen Hagenzug und gerechte Rache hätte ihm süß geschmeckt.

Der zweite Kanzler ist in Liebenberg gestürzt worden; der dritte Kanzler war Hohenlohe. Dieser alte, milde Herr ist schließlich so weit gekommen, daß er „schäumte“, wie seine Umgebung sagte, wenn der Name Eulenburg auch nur genannt wurde; natürlich nur der Name dieses Philipp Eulenburg. Der vierte Kanzler, der noch im Amt ist, ist mit Philipps Hilfe in die Höhe gekommen. Sie haben's ja in den hier erörterten Artikeln gelesen, wenn Sie's nicht schon vorher wußten. Herr von Bülow war Botschafter in Rom und Graf Eulenburg Botschafter in Wien und . . . Das müßte man eigentlich in aller Breite erzählen, denn es zeigt deutlich, wie die Dinge liegen oder doch gelegen haben. Hier in diesem Haus hatte der damalige Staatssekretär Freiherr von Mar-

schall sich eine Schlappe geholt; oder wie man sonst nennen will. Da handelte sich um den Kriminalkommissar von Tausch, um eine Angelegenheit, über die dem Fürsten Eulenburg, wenn er uns die Ehre seiner Anwesenheit geschenkt hätte, wohl allerlei Fragen vorgelegt worden wären. Ich hätte dann allerdings auch gebeten, daß Herr Graf Moltke uns über seine Beziehungen zu dem Kommissar . . . Nein? Aber der Herr ist doch bei Ihnen gewesen, nicht wahr? In den Akten ist er erwähnt. Gräfin Moltke erzählte es und sagt sogar, sie sei eines Tages von ihrem Mann gebeten worden, nicht zu sagen, daß sie Tausch erkannt habe, denn man solle nicht wissen, daß der Kommissar in das Haus des Flügeladjutanten komme. Wird Das bestritten? Ich habe leider nicht die Erlaubniß, Privatgespräche mit dem Herrn Grafen zu führen.

Revenons. Dieser politisch unangenehme Prozeß hatte sich hier abgespielt. Man hatte Bismarcks hinter einem Busch gesucht, hinter dem ein Anderer sah. Herr von Marschall konnte nicht in Berlin bleiben. Aber Graf Eulenburg war, trotzdem er mit der Sache zu thun gehabt hatte (er war hier als Zeuge vereidigt worden) noch stark genug, den Nachfolger Marschalls, den neuen Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, selbst zu kreiren. Er ersah dazu Herrn von Bülow in Rom. Der wollte nicht, wollte in Rom bleiben; seine Frau ist eine Italienerin. Diese Dame, deren Menschenverstand und Anmuth von Allen gerühmt wird, sehnte sich durchaus nicht in die Wilhelmstraße; sie fuhr deshalb nach Wien und bat Eulenburg: Lassen Sie uns doch um des Himmels willen in Rom, wo wir uns wohl fühlen! Das ist nichts Sekretes und nichts Privates, meine Herren, und ich führe es nicht an, um hier amüsante Geschichten zu erzählen, sondern, um zu zeigen, daß es in diesen Jahren eine Geheiminstanz gab, die bei den Personalgeschäften mitwirkte. Der Herr Privatkläger, der damals, glaube ich, noch als Militärbevollmächtigter in Wien war, wird sich des Vorganges wohl erinnern. Aber der Herr Botschafter blieb bei seiner Wahl. „Bernhard“ (die Herren duzen einander ja auch und trotzdem hat der Kanzler sicher nicht daran gedacht, sich durch meine Worte über die Intimität mit Eulenburg beleidigt zu fühlen), „Bernhard muß nach Berlin.“ Und als Frau von Bülow ihn fragte, warum er nicht selbst Staatssekretär werde, bekam sie die Antwort: „Ich will Könige machen, aber nicht König sein.“ Ich könnte Ihnen noch viele Fälle dieser Art aufzählen und würde damit durchaus im Rahmen Dessen bleiben, was ich zur Darstellung meiner Motive brauche. Aber wir sind Alle ermüdet. Immerhin ist's beachtenswerth, als Symptom: von Rom nach Wien, um zu verhindern, daß man nach Berlin muß. Oskulte Mächte. Ein Neurs in deutscher Politik.

Der Staatssekretär ist dann Kanzler geworden; und auch er, der vierte Kanzler, ist in Feindschaft zu dem Mann gerathen, der ihn nach Berlin ge-

bracht hatte. Auch da besteht ein tiefer, kaum konventionell verhüllter Haß. Vier Kanzler haben versucht, diesen Einfluß zu beseitigen; und Bismarck hat mir gesagt, daß es nie gelingen werde. Der Gedanke, daß es einem Privatmann, einem Schreiber gelungen sein könne, ist lächerlich. Aber mitgewirkt habe ich; wie ich Ihnen schon sagte, an sehr bescheidener Stelle. Doch ein kleines Büchlein dazu beigetragen, daß heute Fürst Eulenburg keinen politischen Einfluß mehr hat und daß der Herr Botschaftsrath Lecomte nicht mehr in Berlin ist. Halten Sie Das für ein nationales Glück oder für ein nationales Unglück? Ich halte es für ein Glück. Wissen Sie, was geschehen war? Daß wir zweimal, unter verschiedenen Umständen, vor einem deutsch-französischen Kriege gestanden hatten? Und wissen Sie, warum es geschehen war? Wissen Sie, warum die ganze Marokkugeschichte uns auf den Hals kam? Hatten wir in Marokko Etwas zu suchen? Hat jemals Jemand daran gedacht? Ein Regirender, meine ich. Fürst Bülow selbst hat im Reichstag gesagt: Wir haben da nichts zu suchen; nur unsere Handelsinteressen wahrzunehmen. Bismarck hatte den Auftrag gegeben: Unterstützt auf der madriider Konferenz jeden französischen Antrag, laßt die Franzosen Marokko nehmen; um so sicherer sind wir im Elsaß, dann kümmern sie sich nicht darum; wir haben gar nichts einzuwenden, wenn sie sich ein großes nordafrikanisches Reich gründen. Aber was ist hier geschehen? Die allerhöchste Person im Deutschen Reich ist in den Glauben gebracht worden, in Frankreich sei die Stimmung so weit gediehen, daß man auf eine offizielle, sichtbare, feierlich zu besiegelnde Versöhnung für nahe Zeit rechnen dürfe. Und in Frankreich wiederum war gewissen Leuten eingeredet worden, Deutschland sei jetzt so weit, daß es nachgebe, daß es gewisse Konzessionen mache, daß es vom Frankfurter Frieden, unter der Hand vorläufig, Etwas nachlasse. Dem Präsidenten der Französischen Republik war empfohlen worden, an der italienischen Küste eine Entreeue mit dem Deutschen Kaiser zu haben. In Frankreich war man über die deutsche, in Deutschland über die französische Stimmung getäuscht worden; von schwärmenden Friedensstiftern. Und als dann endlich herauskam, daß man in Frankreich noch lange nicht so weit ist, daß nach solcher Zusammenkunft der Staatshäupter nur alte Wunden wieder aufbrechen würden, da gab es Verstimmung. Nicht nur mit Frankreich; auch mit Italien. Daß aus der Entreeue nichts wurde, empfand man wie eine Brüstirung. So wars aber gar nicht gemeint. Die Franzosen können noch nicht vergessen. Diese Dinge lassen sich nicht forciren. Und wer hatte die französische Stimmung am berliner Hof so merkwürdig falsch geschildert? Der Freund des Schloßherrn von Liebenberg. Gewiß: die Herren wollten den Frieden; aber ihr Uebereifer, ihr Dilettantismus hat uns der Kriegsgefahr näher gebracht, als wir ihr je vorher waren.

Seit ich erzählt habe, daß Herr Lecomte in Liebenberg mit dem Kaiser zusammengetroffen ist (ziemlich ein Unikum, denn die Staatsoberhäupter verkehren meist nur mit den Chefs der Missionen und nicht mit den Botschaftern persönlich), hat sich eine ganze Legende darüber gebildet. Ich soll die Thatfache von Excellenz Holstein erfahren haben, der früher die Politische Abtheilung im Auswärtigen Amt leitete und den ich nach seinem Rücktritt durch einen Brief, den er an mich schrieb, kennen lernte. Die Behauptung ist falsch. Herr von Holstein hat diese wahre Thatfache von mir erfahren; wenigstens wurde er, als ich ihm sagte, so blaß, daß ich annehmen muß, er habe vorher nichts davon gewußt. Und von wem hatte ich erfahren? Zufall. Von einem Herrn, der im Interesse des Fürsten Guleburg zu mir kam. Und wenn ich physiognomisch einigermaßen lesen kann, so ist in der selben Sekunde einem der im Saal Anwesenden der Name schon eingefallen und er weiß, wen ich meine. Dieser höchst kluge und feine Herr besuchte mich, wir sprachen über Allerlei und er meinte schließlich, man dürfe Guleburgs politischen Ehrgeiz nicht überschätzen; er sei doch viel mehr Dichter, Schwärmer und Schöngest als Politiker. Aber sobald der Kaiser nach Liebenberg gehe, glaube man, dort werde hohe Politik gemacht. Das sei aber nicht wahr. Neulich, zum Beispiel, sei nur von Kunst und ähnlichen Dingen gesprochen worden. Auch auf den Morgenspaziergängen, wo der Fürst und Herr Lecomte den Monarchen begleiten durften. Da sei französische Architektur das Thema gewesen. So habe ich die Sache zum ersten Mal gehört; mehr erst später; auch nicht von Holstein. Die Legende läßt sich also nicht halten.

Und nun bedenken Sie, daß diese ganze langwierige und lange nachwirkende Marokkosache im lezten Grunde durch eine Täuschung entstanden ist, nicht eine absichtliche, versteht sich (ich habe hier übrigens nicht Motive zu prüfen, sondern nur Thatfachen anzuführen), durch eine Täuschung der maßgebenden Stellen über Das, was heute schon möglich ist. Man hat vergessen, daß noch mindestens eine Generation hinwelken muß, ehe man an eine offizielle Versöhnung denken kann, die wir ja Alle wünschen. Wer hat denn den Wunsch, sich zu raufen, wenn es nicht sein muß! Wer denkt bei uns daran, Frankreich, dieses Land voll Genie und voll Schönheit und Größe, herabzusetzen? Kein Vernünftiger. Jeder liebt dieses Experimentirland der Menschengeschichte. Freilich müssen wir sagen: Das einmal Eroberte wird nicht aufgegeben werden; gewöhnt Euch daran, an den Gedanken, mit solcher Möglichkeit nicht mehr zu rechnen! Ist Das Franzosenhaß? Wir wollen Frankreich nicht ärgern, aber auch nicht umschmeicheln; namentlich jetzt nicht, wo es stärkere Bündnisse hat als Deutschland. Ruhe und Geduld: anders geht's nicht. Leider hat man sich jetzt drüben gewöhnt, auf eine Verständigung zu hoffen, die das

1870 für Deutschland Erworbene irgendwie schmälern müßte. Bei uns wieder hat man geglaubt, schon jetzt in Frankreich ernten zu können. Das war zu früh. Als nichts draus wurde, war man verlegt und es kam zu Konflikten.

Eine zweite Täuschung dieser Art gab's in der Zeit der Konferenz von Algésiras. Da hat es Monate gegeben, ganze Monate (ich wäge meine Worte, wenn ich auch rash spreche, in diesen Dingen, ich werde nichts sagen, was dazu dienen kann, das Vaterland zu schwächen, nichts, was nicht schon irgendwo aufgetaucht ist), in denen zweierlei Politik getrieben wurde, deren eine nichts von der anderen wußte: eine Politik der allerhöchsten Person und eine Politik des Kanzlers. Beide natürlich von bester Absicht diktiert. Es hat einen Moment gegeben, wo der Botschafter der Französischen Republik zu dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes (ders bei Tisch erzählte) gesagt hat: Ja, mein Herr, was Sie erzählen, ist sehr interessant, aber der Kaiser denkt ganz anders. Woher wußte der Botschafter Das? Sein höchster Beamter, sein Vertreter kann's ihm erzählt haben. Deshalb ließ man den Herrn wohl so gern in Berlin, wo er schon einmal gewesen war und die werthvollsten Dienste leisten konnte; Dienste wie kein Anderer. Das war sein Recht und seine Pflicht als Franzose. Aber dadurch entstanden Situationen, die dem Deutschen Reich im höchsten Grade schädlich sein mußten und schädlich gewesen sind. Deshalb habe ich mich mit diesem Herrn beschäftigt, deshalb habe ich ihn mehrmals in meiner Wochenchrift genannt. Ist da keine Gruppe, meine Herren? Der Fürst, der Franzose, der ihm seit langen Jahren, noch von München her, ganz intim befreundet ist, und ein beiden Herrn befreundeter General im Hauptquartier, der über Stimmungen und Aeußerungen berichtet. Auch der Herr Kläger kannte den Botschaftsrath seit Jahren. Bei Alledem ist ja nichts subjektiv Schlimmes. Ich kann an der guten Absicht der Herren, dem Reich auf ihre Weise zu dienen, nicht zweifeln und habe es nie gethan; das Moralische versteht sich immer von selbst. Wie sollte ich verrückt genug sein, anzunehmen, daß die Herren das Reich, an dessen Größe sie doch besonders interessiert sind, mit Absicht schädigen wollten! Sie ahnten sicher nicht, daß ihr stilles Wirken Gefahr bringen konnte.

Nun könnte man fragen: War es überhaupt nöthig, auch so leise, wie Du es gethan hast, darauf hinzudeuten, daß es da, in dieser Gegend, gewisse Abweichungen von der Norm gab? Ja, meine Herren Richter, Das war nöthig. So leise, wie ich es gethan habe, war es nöthig. Das gehört ins Bild. Das giebt eine Gemeinschaft, die dem Anderen, dem Höheren nicht sichtbar ist. Das giebt eine Verbündelung, von der ein Anderer nichts ahnen kann, namentlich der Entscheidende nicht. Das giebt dem ganzen Wesen die Grundform. Muß man da gleich übertreiben und schreien: Päderast? Davon war nie die Rede. Was könnte mich kümmern, ob irgendwo am Hof, wie es auch in England

und anderswo schon geschehen ist, bei uns mal Einer vorkommt, der Kinder schändet! Dann wird er entweder entdeckt und flücht oder er wird nicht entdeckt und hält sich noch eine Weile. Habe ich mich mit den Prinzen und Grafen und ihren Bereschlungen beschäftigt, von denen ich doch recht viel erzählen könnte? Ich habe mich damit beschäftigt, daß die Besensgrundform eines nach meiner Ansicht durch Freundschaft, Blindheit, Kritiklosigkeit, Schwärmerei zusammenhängenden Grüppchens objektiv schädlich wirkt. Das ist für mich erwiesen. Und was über das Sexualpathologische ohne die wichtigsten Zeugen und ohne Gehässigkeit zu erweisen war, ist hier auch erwiesen worden.

Diese Hauptverhandlung hat ja einen merkwürdigen Verlauf gehabt. Von all den Zeugen, die wir vorgeladen hatten, ist fast keiner gekommen. Alle verreist, krank, unauffindbar. Sie sollten den Herrn Grafen nicht etwa fürchterlicher Vergehen bezichtigen. War davon je die Rede? Glaubte Jemand, ich würde in den Saal treten mit einem Jungen und sagen: Da ist er? Der Herr Graf hat hier einmal gefragt: Bin ich ein Denunziant des Hauptquartiers? Gewiß ist der Herr Graf verpflichtet, alle Bereschlungen, die er bemerkt, zur Anzeige zu bringen; dann wäre er kein Denunziant, sondern thäte seine Pflicht. Aber ich wäre ein richtiger Denunziant, wenn ich freiwillig mit einem solchen Beweissubjekt gegen irgendeinen Menschen anrückte. Ist Das meine Aufgabe? Habe ich nachzuweisen, daß Verbrechen begangen sind? Nein. Aber ich darf und muß auf gewisse pathologische Eigenschaften hinweisen, die in Verbindung mit allen hier geschilderten Dingen unheilvoll wirken.

Was hier zu beweisen war, was der Herr Kläger, trotzdem es in meinen Artikeln nicht stand, durchaus bewiesen haben wollte, ist auch mit diesen wenigen Zeugen bewiesen worden. Und deshalb habe ich nach dem ersten Tag der Verhandlung gesagt: Ich fühle eigentlich heute mehr mit dem Grafen Moltke, als mir lieb ist. Denn was seit dem Mai geschehen war, hatte mich doch mit ziemlichem Groll gegen den Herrn erfüllt: die Wortdüsterei der Klage, die Sache mit dem Herrn Bette, die merkwürdigen Lancirungen in die Presse und noch etwas Anderes. Aber ich habe doch gesagt: „Warum ließ der Herr sich für einen Anderen ins Feuer schicken? Er hatte es doch gar nicht nöthig. Ihm war nichts geschehen. Und nach diesen Tagen giebt es eigentlich nur noch Eins. Morgen muß der Herr Graf aufstehen und sagen: „Meine Herren, Das, was hier vorgebracht ist, bestreite ich; es ist nicht so gewesen. Aber ich muß gestehen: Dieser Harden, der das Alles seit fünf Jahren weiß und in seinem Schreibtiisch hat und für wahr halten muß, Der hatte wirklich allen Grund, zu glauben, daß ich sexuell nicht normal bin, und ich muß zugeben, daß er von diesen Kenntnissen den taktvollsten und maßvollsten Gebrauch gemacht in einer Zeit, wo man ihn in den Dreck gezogen hat. Und da ich

ein Christ bin und ein Edelmann und ein Kavalier und nicht will, daß ein Unschuldiger leidet, so sage ich: Uebrigens hat der Mann den guten Glauben gehabt; und ziehe die Klage zurück.¹² So habe ich vor vier Zeugen gesprochen; und ein höchst geschickter Jurist meinte, Besseres könne der Herr Graf gar nicht thun; in seinem Interesse natürlich. Daß er am vierten Tag hier noch über Verleumdung klagen würde, habe ich nicht erwartet. Das bedaure ich; seinetwegen. Der Herr Kläger lebt in dem Irthum, er müsse mich jetzt für einen ehrlosen Kerl erklären lassen oder er sei verloren. So ähnlich hat er auch einmal über die Dame gedacht, die seinen Namen trug. Das ist ein falsches System. So darf man nicht handeln. Nicht so mit Menschenhüchler spielen. Sonst kann man enttäuscht werden. Ich bin kein ehrloser Kerl und es giebt keinen Gerichtshof in der Welt, der erreichen kann, daß man mich dafür hält.

Ein letztes Wort. Was geschah denn (wie oft habe ich mit patriotischen Männern darüber gesprochen!), wenn all diese Geschichten eines Tages im „Vorwärts“ standen und wenn dann erst der Höchste im Land eingreifen konnte? Das müßte doch kommen. Ich will nicht ausmalen, was wir dann erlebt hätten. Aber hier habe ich wirklich nun ein kleines Verdienst in dieser Sache. Ich habe sie so behandelt, daß der Erste, der eingegriffen hat, der Erste, von dem Etwas ausgegangen ist, der Deutsche Kaiser war. Das war gut und war nöthig und war das Beste, was noch geschehen konnte. Und jetzt mag man vom Ausland und vom Inland reden; von deren Entsetzen. Das ist Heuchelei oder Zimperlichkeit. Das Ausland, wenn es gerecht und verständig ist, kann nur sagen: Deutschland ist ein Land wie andere und hat wie andere auf einer gewissen Entwicklungstufe gewisse Skandale; es muß aber sagen: Donnerwetter, da drüben gehts doch famos zu; der Erste, der eingegriffen hat, war der Kaiser, und der ihn dazu angeregt hat, war sein erstgeborener Sohn. Da kann Keiner die Nase rümpfen. Meine Herren, draußen, erzählt man, haben einige Leute den schlechten Geschmack gehabt, zu rufen: „Hoch der Kronprinz! Hoch Horden!“ Das paßt ja gar nicht und Aehnliches habe ich nicht verdient. Aber nach all diesen Monaten, diesen Aufregungen, nach all der Schmach, die man auf mich zu häufen gesucht hat, weiß ich doch, daß ich nicht für mich gearbeitet habe. Kein Spritzer ist dahin gekommen, wo er nicht sein durfte, niemals sein darf. Und dafür habe ich, als Privatmann, mit gesorgt; als Einer, der den Kaiser zu tadeln wagt, aber die Kaiserwürde achtet. Vor dreizehn Jahren ist in diesem Haus ein Urtheil verkündet worden (vom Landgerichtsdirektor Schmidt), das mich freisprach und mir sagte: Es giebt noch eine andere Art, dem Kaiser zu dienen, als die, vor ihm zu knien und ihn anzubeten, nämlich die: ihm muthig die Wahrheit zu sagen. An dieses Urtheil habe ich mich all die Jahre lang gehalten; und ich glaube, daß ich hier noch eins von dieser Art bekomme.

Selbstanzeigen.

August Strindberg, Ein psychologischer Versuch von Hermann Esswein.
München, R. Piper & Co.

Diese Arbeit gehört zum Besten, was über Strindberg geschrieben worden ist. Esswein hat den Dichter wirklich verstanden und weiß sein Verständnis in Gedankenfolgen von überzeugender Kraft auszudrücken. Esswein hat sich nicht, wie so viele Andere, von der scheinbaren Komplizirtheit des Werkes Strindbergs verwirren lassen, sondern die einfache Formel gefunden, die schon auf Strindbergs Gesicht, in der männlichen Stirn und dem weiblichen Mund, geschrieben steht, die aber feltjamer Weise so Wenige lesen können. In Essweins Sprache lautet diese Formel: „Dieser herrlich weite Intellekt, weit, bunt und formenreich wie ein Weltpanorama, dieses feste, urtheilsstarke und urtheilsfrohe Gehirn ist zu einem ständigen erbitterten Kampf gegen Gefühle gezwungen, die wie Lavaglutthen aus der Tiefe zu ihm emporschieszen; und Strindbergs Produktion ist demnach fast nichts als die Objektivirung und darüber hinaus das siegreiche Durchsetzen jenes Kampfes, den die faustische Natur ihr Leben lang zu bestehen hat.“ Mit dieser Formel kann man Alles bei Strindberg erklären. Esswein hat es versucht. Zum Beispiel: „Der Gegenjag Individuum und Milieu, wie ihn Strindberg in seinem Roman „Am offenen Meer“ objektivirt hat, ist auch nur wieder eine Spiegelung des gewaltigeren, in ihm selbst stets schöpferischen Konfliktes zwischen Trieb (Gefühl) und Intellekt.“ Auch Strindbergs „Frauenhaß“ kann man durch diese Formel erklären: „Bei einer kalten Natur, einem erotisch verkümmerten Menschen ist allerlei misogyne Hypochondrie ohne Weiteres begreiflich, harmlos und uninteressant; bei einem Vollmenschen wie Strindberg handelt es sich jedoch mit diesem Pessimismus um ein Unterfangen von titanischer Kühnheit. Wo ihn seine robuste, leidenschaftliche Natur zum blindesten Gläubigen macht, dort gerade macht er sich im Kampf gegen seine lebensgefährlich starke Sexualität mit dem Bewußtseinsüberschuß, der aller schöpferischen Menschen größtes Glück und größte Gefahr ist, zum heftigsten Kritiker.“ Die Beispiele ließen sich häufen; sie beweisen, was Esswein in die Säge sagt: „Die Kämpfe und Verdöhnungen dieser beiden gleich stark in ihm wirkenden Elemente fällen Strindbergs Leben ganz aus, ja, sie sind geradezu der Sinn seines Daseins. Wenn wir uns dabei an die kosmische Allgemeinheit dieses Gegenjages, dieses ewig qualvollen, aber auch ewig fruchtbaren Widerspruchs und Widerspieles von Denken und Empfinden, von Sein und Schein, erinnern, dabei die stüchtige Lust nicht höher wertend als ihr urewiges Gegenteil, so erkennen wir in Strindbergs Kampf mit vollem Recht die Objektivirung des allgemeinen kosmischen Lebenskampfes, des Weltprozesses selbst, der ja auch im Kampf der Geschlechter, dessen einziger ernst zu nehmender Darsteller Strindberg heute ist, seinen vereinfachten, abgefärgzten, aber um nichts verkürzten Ausdruck findet.“ Diesen Kampf führt Strindberg mit einer Kraft, die ordinäre Naturen erschauern läßt: „Was allen herabsetzenden Urtheilen über Strindberg zu Grunde liegt, scheint mir lediglich die Furcht zu sein, die das Lebenstempo dieses Mannes den ordinären Naturen einflößt; die ordinäre Natur fühlt eben instinktiv, daß sie wohl bei diesem Tempo unfehlbar den Hals brechen würde.“ Und mit einer Ehrlichkeit führt Strindberg diesen Kampf, die ordinäre Naturen belächeln: „Die ordinäre Natur findet manchen Zug Strindbergs zuerst

fomisch, ehe sie die steile Konsequenz, die fanatische Ehrlichkeit, mit der er auch diese Jüge seines Wesens auslebt, dazu reizt, dieses Beginnen als krankhaft zu denunziren.“ Eßweins Verdienst ist es, Strindbergs Wesen richtig erkannt und mit ungewöhnlicher Kraft des Denkens durchdrungen zu haben. Für Alle, die den Dichter noch nicht ganz verstehen, ist Eßwein der beste Vermittler.

Grünwald.

Emil Schering.



Die Gemäldesammlungen Münchens. Ein kunstgeschichtlicher Führer durch die Alte Pinakothek, das Rogimitianeum, die Galerie Lohbeck, die Schackgalerie und die Neue Pinakothek; mit hundert Abbildungen. Leipzig, Klindhardt & Biermann.

Nachdem ich mich schon entschlossen hatte, meinen Wohnsitz von München nach Paris zu verlegen, wurde mir noch die Aufgabe gestellt, einen Führer durch die Münchener Galerien zu verfassen. Damit wurde mir Gelegenheit gegeben, meine fast zehnjährigen Studien in den Münchener Galerien in einem Buch zusammenzufassen, das ich heute meinen kayerischen Landsleuten überreiche und das, wie ich hoffe, auch dem durch München Reisenden ein Wegweiser sein kann. Ich habe Alles zu vermeiden versucht, was einem Regensiren, einem graduell abgemessenen Etikettiren der Bilder ähnlich sieht. Die literarische Beschreibung der Bildinhalte ist auf das Mögliche beschränkt; denn die Malerei ist eine Kunst, die nicht mit dem Verstande, sondern mit den Augen genossen werden will; ihre Wunder sind der Kontur, die Farbe, die Raumillusion und das Zusammenwirken dieser drei Faktoren im Bilde. Der Führer will in erster Linie das Verständniß für die entwickelungsgeschichtlichen Zusammenhänge, dann aber auch die reine künstlerische Freude an den Werken der Malerei selbst wecken. Wir sehen die Wurzel der modernen Malerei ja nicht mehr in den primitiven Meistern, deren Bilder ohne inneren Zusammenhang Illustrationen religiöser Ideen und Themata darstellen, sondern in Meistern der Zeit, in der die Menschheit sich aus der drückenden Knechtschaft der Kirche herausarbeitete, sich dem irdischen Leben zukehrte und ihre Sinne reinigte, um die Schönheiten dieser Welt in sich aufnehmen zu können. Hier finden wir in der Malerei die ersten Gedanken, die in unsere Zeit hinüberreichen. Der wichtigste Gedanke ist der: das Bild als eine in Farben und Formen zusammenwachsende Einheit zu gestalten, in der die Materie durch Erinnerung mehr und mehr überwunden wird. Diesen Gedanken entwickelt die Malerei von Rubens und Rembrandt im Norden (Midorfer und Grünwald sind die Vorläufer) und von Tizian und Velazquez im Süden bis auf unsere Zeit. Eine undankbare und schwierige Aufgabe ist eine Galerieführung, die nur die echten Kunstbestrebungen berücksichtigt, durch die Münchener Gemäldesammlungen, die dem neunzehnten Jahrhundert eingeräumt sind. In Kunstreisen ist ja hinlänglich bekannt, welches unzureichende, lückenhafte und tendenziös einseitige Bild die Neue Pinakothek in München von der Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert zeigt, ganz entgegen den großen Intentionen ihres hochherzigen Schöpfers. Der Führende mußte hart gegen sich selber sein und alle lokalpatriotischen Rücksichten fallen lassen, um sagen zu können, was gesagt werden muß. Fast alle hauptsächlichlichen Entwicklungsträger der neueren europäischen Malerei fehlen; aber auch unter den Werken der einheimischen

Künstler empfindet man schmerzlich große Lücken. So stellt die Neue Pinakothek sich als eine durch zufällige Geschenke und Robenkäufe zusammengestellte Gemäldesammlung dar, in der sich der Verlauf der Entwicklungsgeschichte in der Malerei kaum verfolgen läßt. Deshalb ist der Führer durch die Neue Pinakothek auch kürzer gefaßt. Herrn Professor Dr. Arthur Weese in Bern danke ich die Grundlage meiner ersten Studien, meinem Freunde, dem Kunstmaler Moritz Heymann in München, Bereicherung meiner Kunstbetrachtung und Herrn Julius Meier-Graefe werthvolle Anregungen und eine freundliche Ermunterung.

Paris.

Otto Grautoff.



Der Volksschullehrer und die deutsche Sprache. Buchverlag der Hilfe, Berlin-Schöneberg. 1,20 Mark.

Die Schrift hat eine wissenschaftliche und eine sozialpolitische Absicht. Ihr wissenschaftliches Centrum ist das Kapitel „Das Leben der Sprache“. Darin habe ich versucht, die Sprache so lebendig und so organisch, ohne alle Grammatik und Rhetorik, darzustellen, wie ich mir von der Naturwissenschaft wünsche, daß sie einen ihrer Gegenstände uns darstellt. Alle Schulwissenschaft über die Sprache erweist sich bei dieser Gelegenheit als der ungeheure moderne Rest von Rhetorenkünsten und Grammatikerküfteleien. Auf diese wissenschaftliche Erkenntnis gründet sich dann unser Sprachunterricht, der die künstlerische Berechtigung der kindlichen Sprache unbedingt anerkennt und die Altersmundarten organisch sich fortwickeln läßt. Davon hat Berthold Otto in seinem Aufsatz hier gesprochen. Ich habe es in meiner Schrift speziell für den Volksschullehrer dargestellt und auf die Volksschulen angewandt. Meine politische Absicht ist, den Volksschullehrer gegen die Gelehrtsamkeit mißtrauisch zu machen, der er sonst in wenigen Jahrzehnten rettungslos erliegt. Darüber das Kapitel: Das Altgymnasiale in der Volksschule. Die Schrift ist, genauer, für die Fortgeschrittensten unter unseren Volksschullehrern bestimmt. Die sollen dazu gebracht werden, da zu forschen, wo sie erfahren können, und so an einer bodenkundigen deutschen Bildung zu arbeiten, die einmal, wenn sie alles ostentative und pedantische Deutschthum überwunden hat, alle Nachahmung des vermeintlich Deutschen, wie alle Nachahmung des Antiken, etwas Selbständiges werden und die antike Kultur wirklich erleben kann. Wenn aber der Volksschullehrer weiterhin den modernen Wissenschaftler herausbeißt, dann können wir mit unserer Reformation (Das heißt: Befreiung von der Herrschaft der Buch- und Schulgelehrtsamkeit) wieder einmal ein paar Jahrhunderte länger warten. Für diesen kritischen Moment und für diesen bestimmten politischen Zweck ist meine Schrift bestimmt.

Kudolf Pannwitz.



Harden's Motive.

Ich bin zu meinem Bedauern nicht in die Lage gekommen, im Prozeß Koltke-Harden als Zeuge auszusagen. Meine Bemühungen, Das, was ich als Zeuge sagen wollte, und Anderes ungekürzt in der Presse zu veröffentlichen, sind erfolglos geblieben. Wenn der Herausgeber {der „Zukunft“ mir den erforderlichen Raum zur Verfügung stellt und ich ihn benutze, so wird er, nicht

minder als ich, wissen, welche Verdrehungen die Folge sein werden und daß mein Hauptzweck: auf das Urtheil von Lesern zu wirken, in geringerem Grade erreicht werden wird, als wenn das Folgende anderswo erschiene. Doch bleibt nichts Anderes übrig; und selbst wenn ich Herrn Harden als Persönlichkeit nicht so hoch schätzte, wie ich es thue, würde ich es für einfaches Gebot des Anstandes und der Aufrichtigkeit halten, angesichts der Preßheftige Thatsachen anzuführen und die Meinung zu sagen.

Am dreizehnten Dezember 1906 besuchte mich Herr Harden; wenige Stunden bevor die Auflösung des Reichstags bekannt geworden war. Im Lauf der vorhergegangenen Wochen waren in der „Zukunft“ die Artikel erschienen, die der Klage des Grafen Nolke jetzt als Grundlage dienen. Man wird mir aber vielleicht trotzdem glauben, daß der Besuch nicht aus der Absicht hervorging, sich auf alle Fälle einen Zeugen vorzubereiten, sondern aus einem seit Jahren bestehenden freundschaftlichen Verkehr. Ich kam auf die Artikel zu sprechen und bemerkte, die Anspielungen auf die Clique Eulenburg und deren politische Thätigkeit seien durchweg in der Presse nicht verstanden und verhältnismäßig nur kurze Zeit beachtet worden. Im Allgemeinen habe man lediglich eine neue Bestätigung der Gegnerschaft Hardens gegen Eulenburg darin erblickt. Harden pflichtete mir bei und gab seiner Befriedigung darüber Ausdruck. Er habe mit überlegter Absicht eine Sprache geredet, die nur denen, die er treffen und politisch einflußlos machen wollte, verständlich sei. Diese hätten ihn auch genau verstanden; Harden erwähnte auch, daß Unterhandlungen (wohl durch den Freiherrn von Berger) stattgefunden hätten. Er glaube, hoffen zu können, auf diese Weise sein politisches Ziel zu erreichen; und der Erfolg sei bereits zu verzeichnen, daß Eulenburg sich für längere Zeit nach dem Süden begeben habe. Für Harden (so setzte er mir auseinander) handelte es sich lediglich darum, den politischen Einfluß des Eulenburgkreises zu brechen; je geräuschloser, desto besser. Die Beteiligten wüßten jetzt, daß er ihr Wesen genau kenne. Verwenden wolle er seine Waffen, so lange es irgend gehe, nicht; ein öffentlicher Skandal würde die Folge sein und es sei besser, wenn es ohne den abginge. Außerdem sei es ihm höchst unsympathisch, sich öffentlich mit dem Geschlechtsleben dieser Leute zu befassen. Er müsse es aber, wenn sie ihre politische Thätigkeit und Einwirkung nicht einstellten, zumal diese durch die ausgesprochene oder unausgesprochene Solidarität sexuell abnorm empfindender Menschen vom sexuellen Moment nicht zu trennen sei. Sobald die politische Thätigkeit der Leute aufhöre, sei ihm ihre geschlechtliche Abnormität völlig gleichgiltig. Wir kamen auf die einzelnen Personen des Kreises zu sprechen. Vom Grafen Nolke sagte Harden, er sei ein harmloser Mensch und man müsse darüber lächeln, daß er vor Kurzem in einem freisinnigen Blatt als kommender Reichskanzler bezeichnet worden sei. Nolke sei das Werkzeug der politischen Thätigkeit Eulenburgs und Diesem blind ergeben; er habe in Abwesen-

heit Eulenburgs vom Hof den Freund über Alles, was den Deutschen Kaiser betreffe, auf dem Laufenden zu halten und thue es. Darin liege seine Schädlichkeit. In Sachen Lecomte kann ich mich auf Harden's Vertheidigungrede beziehen. Genau das Selbe sagte er mir am dreizehnten Dezember. Auch Dem, was er über die Marokkopolitik sagte, habe ich nichts hinzuzufügen; die selben Dinge theilte er mir im Dezember mit. In Erörterung des sexuell abnormen Charakters jenes Kreises sagte Harden, die Frage, ob und wo gegen den Paragraphen 175 verstoßen worden sei, komme für diese politische Sache natürlich nicht in Betracht und sei deshalb von ihm nicht einmal gestreift worden. Das Geschlechts- und Liebesleben des sexuell abnormen Menschen weise natürlich eine unzählbare Nuancenmenge vom rein Geistigen bis zum grob Sinnlichen auf. Doch bestehe, unabhängig von der Nuance, in einem solchen Kreis eine von krankhafter Freundschafterotik erfüllte Atmosphäre. Die Leute seien in Folge der bewußt oder unbewußt ihr Nußenleben erfüllenden Unwohnhafteit, ferner ihrer weichen, süßlichen, von flachem Mystizismus durchsehten Gedanken- und Gefühlswelt, sobald sie politisch Einfluß ausübten, immer schädlich für die Interessen des Deutschen Reichs; Schulbeispiel der Verkehr mit Lecomte und die beinahe ungläubliche Thatsache, daß sie diesen Herrn in einer Zeit politischer Streitigkeiten und diplomatischen Kampfs mit Frankreich über allerlei wichtige und geheime Dinge Kenntniß erlangen ließen.

Nachdem Herr Harden mich verlassen hatte, blieb mir der Eindruck, den ich schon seit Jahren von ihm habe: daß er ohne Rücksicht auf sich und Andere bestrebt sei, politisch zum Nutzen des Deutschen Reiches zu wirken. Heute wird ihm mit einer Fluth von Schmähungen und Beschimpfungen vorgeworfen, er habe in der ganzen Sache nur seine Person in den Vordergrund drängen und aus Geldgier Sensation schmutzigster Art machen wollen. Wo ist auch nur der Schatten eines Beweises hierfür? Die Besprechung jener Artikel verstummte sehr schnell und erst fünf Monate später kam durch die Verabschiedung des Grafen Lynar der Stein ins Rollen. Konnte Harden Das oder Ähnliches voraussehen? Nein. Er schwieg und beobachtete das Verhalten Eulenburgs und seiner Freunde. Hätte er Sensation machen wollen, so würde er die Sache wohl anders angefangen haben. Das war leicht genug und konnte, zum Beispiel, an die Abreise Eulenburgs angeknüpft werden; ein Wort hätte genügt, um das denkbar größte Aufsehen zu erregen. Stellt man sich auf den Standpunkt des Sensationmachers, so war es ein grober Fehler, an die öffentlich nicht verstandenen Artikel vom November und Dezember 1906 nicht direkt einen Knalleffekt anzuschließen und sie gar in Vergessenheit gerathen zu lassen. Daß sie vergessen waren, zeigte das eben so gierige wie unsichere Suchen eines großen Theiles der Presse, als die Forderung des Grafen Moltke und ihr Grund bekannt geworden war. Man kam schließlich dahinter und pries feurig Harden's politisches Verdienst; nun solle er aber der Oeffentlichkeit auch nicht vorent-

halten, was er von den Verfehlungen des Eulenburgkreises gegen den Paragraphen 175 wisse. Die frohe Erwartung, solche Dinge zu hören, war aufs Höchste gespannt und Harden hat wohl noch nie eine so gute Presse gehabt. Harden schwieg zwei Wochen lang: und die Stimmung kühlte sich schon ab. Als er dann gar erklärte, von Vergehungen gegen den Paragraphen 175 sei in seinen Artikeln nie die Rede gewesen, wurde die Stimmung zur „Entrüstung“. So sollte man um den schönen Skandal kommen? Also: Auf ihn! Der „Rückzug Hardens“ wurde Feldgeschrei, und ein vorher begeistert gewesenes Blatt schrieb, die Sache sei jetzt zu einem „Fall Harden“ geworden. Wer unparteiisch die Artikel des Winters 1906 liest (und ich glaube, es gethan zu haben), kann eine Andeutung auf den Paragraphen 175 nicht herauslesen, es sei denn, daß er des Glaubens ist, jeder sexuell nicht normal Veranlagte oder später Ververtirte müsse sich nothwendig gegen den Paragraphen 175 vergehen.

Bei dem Haß gegen die Person Hardens war, abgesehen von der Sensationfreude bis zu jenem sogenannten Rückzugartikel, die Unsicherheit, ob Harden Beweise für gesetzlich strafbare Handlungen habe, wesentlich der Grund, daß man nicht gleich über ihn herfiel. Das schien nun nicht; also: Was brauchen wir weitere Zeugnisse?

Nein: der ganze Gang der Ereignisse beweist, wie schlagender gar nicht möglich ist, daß Harden die Sache in aller Stille abgemacht zu sehen wünschte, daß er keine Sensation wollte, sondern Alles that, sie zu vermeiden. Was er später noch im selben Sinn zu thun versuchte, werden wohl die kommenden Verhandlungen zeigen; die Ablehnung der betreffenden Beweisanträge machte es während der ersten Verhandlung unmöglich.

Man hat nun geschrieben, Harden hätte mit seinem Material zum Reichskanzler gehen und die Sache in dessen Hände legen sollen. Wenn bona fide gesprochen, so ist Das zu kindlich, um es diskutieren. Das wäre nur möglich gewesen bei erwiesenen Vergehungen gegen den Paragraphen 175; aber so? Man bedenke nur die Stellung des Reichskanzlers zu jenen Personen; und dann deren Stellung. Bismarck hätte in den Tagen seiner Macht Derartiges unternehmen können und der Kronprinz konnte es heute; aber auf Grund eines akuten Falles und des von Harden gelieferten Materials. So phäakenhaft liegen die Verhältnisse an einem modernen Hof nicht; und das Denunziatorische einer rein privaten Aktion bietet an und für sich schon große Schwierigkeiten. In der Öffentlichkeit liegt die Sache anders; und welches Odium Harden damit auf sich genommen hat, zeigt der bisherige Verlauf. Hält man Harden für so unklug, daß er sich von vorn herein darüber nicht im Klaren gewesen wäre, hält man ihn (wenn wir uns diese Seite der Sache betrachten) für so unglaublich thöricht, daß er hoffte, durch Sensation irgendwelcher Vortheile theilhaftig zu werden? Freilich: er soll so geldgierig sein, daß er für eine höhere Auflage der „Zukunft“ nicht nur mit Wonne, wo es sich nur irgend lohnt,

verleumdet und Ehre abschneidet, sondern sich auch mit dem selben Vergnügen von der ganzen Presse beschimpfen läßt; fünfzehn Jahre lang betreibt er dies Gewerbe, nur um Geld zu machen. Ich bin kein kritikloser Bewunderer Harden's, politisch gehen unsere Ansichten manchmal auseinander, ich behaupte aber, daß es keinen Publizisten giebt, der rücksichtsloser und aufrichtiger für die Sache, wie sie sich ihm darstellt, eintritt, keinen, der in höherem Maße die bona fides für sich in Anspruch nehmen dürfte. Man mag ihm Widerspruchsgeist vorwerfen, überflüssige Schärfe, eine zu sehr ins Persönliche gehende Kritik, „Maniertheit des Stils“ (was nicht zutrifft, denn er schreibt, wie er spricht und wie er ist), aber zu behaupten, er greife einen Gegenstand um der Sensation und des materiellen Vortheils willen auf, ist eine unerhörte Ungerechtigkeit.

Wie soll man sich jetzt die allgemeine Prosswuth gegen Harden erklären? Er hat sie vorausgesagt. Nützt sie ihm? Ist er nicht klug genug, um, wollte er für eigenen Vortheil arbeiten, die ganze Sache anders anzulegen? Die Parteilichkeit geht so weit, daß man, um Harden das Verdienst an der Sprengung des Eulenburgkreises zu nehmen, die sonderbarsten Purzelbäume schlägt. Es fehlt nur noch, daß man den Grafen Lynar preist, denn ohne seine Vergehung wäre ja der Kronprinz nicht auf die „Zukunft“ verwiesen worden. Beiläufig bemerkt: vor längerer Zeit schrieben einige Blätter, die es jetzt wohl vergessen haben: der Humor der Sache sei, daß Harden durch die Bekämpfung des Eulenburgkreises den Fürsten Bülow, den er stets scharf bekämpft habe, stütze. Sollte Harden Das wirklich nicht von Anfang an selbst gewußt haben? Giebt es einen schlagenderen Beweis, daß Harden für die Sache, für ein rein politisches Ziel kämpft?

Er ist aber ein elender Skribent, ohne politische Gaben und dankt seine Erfolge nur der Bissigkeit seiner Feder; nie hat er einen positiven Gedanken. Es läßt sich leider statistisch nicht feststellen, aber die Mehrzahl aller der Helden, die ihn jetzt beschimpfen, ist gewohnt, ihre Gedankenvorräthe aus der „Zukunft“ zu ergänzen. Ich lese täglich anderthalb Duzend Zeitungen und finde auf Schritt und Tritt diese mehr oder mind er schüchternen Anleihen; manchmal werden sie vorsichtiger Weise erst Monate nachher verzapft. Und gar der vielgeschmähte Stil, die Ausdrücke, Alles wird mit eifriger Freude verarbeitet. Aber Das thut der Sache keinen Eintrag: Harden ist ein elender Skribent. Woher haben die „Politiker“ des Reichstages für ihre mannhaften Interpellationen über die auswärtige Politik ihr Material bezogen? Aus der „Zukunft“. Ich kenne keinen Publizisten, der ernsthafter und gründlicher seinen Stoff bearbeitet und seine Kenntniss angestrongter zu erweitern sucht als Harden, auch keinen, der auf die Förderung des öffentlichen Interesses an auswärtiger Politik mehr Einfluß ausgeübt hätte.

Erörtern möchte ich noch einige Punkte aus den Prozeßverhandlungen. Man wirft Harden vor, der Hegarbeit der Sozialdemokratie unnöthiger Weise werthvolles Material geliefert zu haben. Ich meine, Harden hatte Recht, wenn er sagte, es sei besser so, als; wenn der „Vorwärts“ zuerst diese Dinge an

die Oeffentlichkeit gebracht hätte; und wer glaubt ernstlich, daß es nicht früher oder später geschehen wäre? Ich habe die Taktik, die den Freiherrn von Hammerstein hielt, bis er denunziert wurde, für eben so falsch gehalten wie die, welche das Auftreten gegen die Soldatenmißhandlungen Jahre lang den Sozialdemokraten überließ. Was die Vergehungen im Gardeducorpsregiment anlangt, so trifft Riessches Wort zu, daß man Den, der fällt, auch noch stoßen soll. Je rücksichtsloser ein Stand oder eine Klasse gerade in voller Oeffentlichkeit sich übler Elemente entledigt, desto mehr liegt es im allgemeinen Staatsinteresse und auch in dem der Klasse oder des Standes; sie zeigen sich nur stark, wenn sie es thun. Ereignet haben die Dinge sich in einem Augustregiment, wo die Offiziere reich sein müssen und der Dienst nicht ganz so ist wie in anderen. Es waren und sind natürlich tüchtige, ja, hervorragende, untadelige Offiziere darin; der Eine verträgt Reichthum und Ausnahmestellung besser als der Andere. Ein einziger erblich Belasteter kann ansteckend wie die Pest wirken; übrigens ein recht schlagender Beweis für die Nothwendigkeit des Paragraphen 175. Unser Adel, unser Offiziercorps sind stark genug, um die Vorgänge ruhig der Oeffentlichkeit preisgegeben zu sehen. Das Zeitungsgefchrei ist kurzlebig ohne neue Nahrung. Und wissen die Sozialdemokraten nicht, daß gerade in den großen Städten die Homosexuellen mittleren und niederen Standes die Kasernen umlagern und in ihrer Nähe wohnen, um die Soldaten an sich heranzuziehen? Rein: die Tiraden des „Vorwärts“ und ähnlicher Blätter reichen nicht an die Fußspitzen des Offiziercorps; deshalb sind die Besorgnisse auch grundlos, daß die Enthüllung der potsdamer Vorgänge dem Heer schaden könne.

„Аудъ das monatlichъ събухъ 'jou' (събухетъ) јестъ.“ Es hat ihn wegen-
theil höchstens zugenommen; und mit Recht: denn Kaiser und Kronprinz haben gehandelt, wie es jeden Deutschen freuen muß. Freilich: Harden darf Das nicht sagen; nach der Ansicht vieler Redakteure ist es dann eine Infamie und Schauspielererei. Eben so war es eine niederträchtige, schlau überlegte Komödie, als er in seiner Bertheidigungrede nicht den Ton des Plaidoyers seines Rechtsanwaltes (welchen ich übrigens mißbillige) fortsetzte. Harden ist auch schuld, daß auf den Straßen die Ausdrücke, die Graf Rolffe über die Frauen gebraucht hat, laut werden. Graf Rolffe hat in Zeitungen das Prädikat edler, fester Männlichkeit erhalten. Durch wen ist all Dies an die Oeffentlichkeit gekommen? Durch Den, der in seiner Bertheidigung Beweismittel liefern mußte, oder durch Den, der klagte, obgleich ihm Brücken genug zur Verfügung gestellt worden waren? Er glaubte, sie nicht benützen zu können. Das ist seine Sache. Aber Harden das Oeffentlichwerden dieser Dinge zur Last zu legen, ist ungerecht. Er hatte von Anfang an ein politisches Ziel und hat Alles gethan, um Skandal und Erörterung persönlicher Interna auszuschließen.

Für mich ist Harden ein Mann von Ehre und reinem Willen, dem ich in jeder Sache unbedingtes Vertrauen schenken würde.

Charlottenburg.

Graf Ernst zu Reventlow.

Die
Qualitäts-
Marke



	Berliner-Theater-Anzeigen	
--	----------------------------------	--

Deutsches TheaterAnfang 7¹/₂ Uhr.Freitag, den 8./11. **Romeo und Julia.**
Sonntag, d. 9., Sonntag, d. 10. u. Montag, d. 11./11.**Was ihr wollt.****Kammerspiele.**Freitag, den 8./11. 8 Uhr **Liebelei.**
Sonntag, d. 9. u. Sonntag, d. 10./11. 8 U.**Marquis von Keith.**Montag, d. 11./11. 8 U. **Frühlings Erwachen.**
Weitere Tage siehe Anschlagstafel.**Friedr. Wilhelmst. Schauspielhaus**Freitag, den 8. und
Montag, den 11./11. 8 U. **Waterkant.**Sonntag, den 9./11. 8 U. **Die Nibelungen.**
Sonntag, d. 10./11. 8 U. **Der blinde Passagier.**Sonntag, Nachm. 3 Uhr. **Winterschlaf.**
Weitere Tage siehe Anschlagstafel.**Metropol-Theater**

Allabendlich 8 Uhr.

Das muss man seh'n!Grosse Revue in 4 Acten (14 Bildern) von
Jul. Freund. Musik von Victor Hollaender
Guido Thielscher a. D. E. Withney a. D.
B. Darmand a. D. Jos. Giampietro,
Henry Bender Fritzl Massary
Jos. Josephi Fritzl Schenke usw.**Cabaret
Roland v. Berlin**

Potsdamerstr. 127

Direktion: **Schneider-Duncker**

Tägl. 11—2 Sonntag 8—11

Hotel und Café**Dorotheenhof**

Weingrosshandlung.

Direktion: Richard Zernik

Berlin NW. 7, Dorotheenstr. No. 22 und Eingang Georgenstr. No. 24,
neben dem Wintergarten.**Restaurant u. Bar Riche**

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet. * Künstler Doppel-Konzerte.

Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung

SW. II, Königgrätzer-Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

== Terrains, Baustellen, Parzellierungen. ==

I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebauten Grundstücke.

== Sorgsame fachmännische Bearbeitung. ==

Jeder Kapitalist braucht

Krupkes Konversions-Lexikon

der Börse und des Handels.

Fünfte Auflage. — 4 Bände komplett M. 12.—, Tausende Orig.-Artikel, Begriffe, Wert-
papiere etc. — Zu beziehen durch **Krupkes Verlag, Berlin W. 15**, gegen
Nachnahme oder Einsendung des Betrages und durch alle Buchhandlungen.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,00 Mk.

Berliner-Theater-Anzeigen

Gebr. Herrfeld-Theater, Kommandantenstr. 57.

Hente und folgende Tage Abends 8 Uhr:
Die Anton und Donal Herrfeldsche Novität „**Madame Wig-Wag**“, Operetten-Parleske, Musik von L. Ital.
Dazu die Separé-Affäre: **Es lebe das Nachtleben!**
mit den Autoren Anton und Donal Herrfeld in den Hauptrollen.
Vorverkauf täglich von 11—2 Uhr (Theaterkasse).

Kleines Theater.

Freitag, den 8./11. 8 U. Vater und Sohn.
Sonnabend, d. 9. u. Sonntag, d. 10./11. 8 U.

Ein Puppenheim (Nora)

Nora: Agnes Sorma.
Sonntag, Nachm. 3 Uhr. **Nachtsyl.**
Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Theater Folies-Caprice

Linienstr. 132, Ecke Friedrichstr.

- **Geteilte Liebe** ●
- Bunter Teil.
- **Rabbi Meseritsch** ●
- Anfang 8 Uhr.

Ankauf ganzer Bibliotheken sowie einzelner Werke von Wert zu hohen Preisen.

Paul Graupe vormals Georg Lissa
Antiquariat
BERLIN SW. 68, Kochstrasse 3.

Lustspielhaus in Berlin

Freitag, den 8., Sonnabend, den 9., Sonntag, den 10. und Montag, den 11./11. Abds. 8 Uhr

Musarenfieber

Sonntag, den 10./11. Nachm. 3 Uhr

Pension Schölller.

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Chat noir

Friedrichstr. 165 Ecke Behrenstr.
Direktion: Rudolph Nelson
Täglich 11 bis 2 Uhr Nachts
Karli Nagelmüller a. G.
Fritz Grünbaum.
Künstl. Marionettentheater.
Käte Erholz, Max Laurence.

Avis für Bibliophile

und Freunde literarischer Seltenheiten, Sammler von sonstigen amüsanten Büchern, Rareitäten und Beiträge zur Sittengeschichte aller Zeiten. Verlangen Sie Katalog! Exportbuchhandlung „**Universum**“ Budapest 3, Wäitznering 14.

Im Sommer kühl, im Winter warm!

Geknotete Netzunterkleider



In Seide, Wolle, Ebinagran, Baumwolle, haben sich seit Jahrzehnten als die gesündesten bewährt. — „Passendste unmittelbare Bekleidung der Haut“. Prof. Dr. Becker, Freiburg. — „Sie verhüten Erkältungskrankheiten und sind die reinlichsten Unterkleider“. Prof. Dr. Eickstedt, Greifswald. — „Sie sind besonders jenen zu empfehlen, die Neigung zu Erkältungen haben“. Prof. Dr. Bamberger, Wismar.

Neuheit! Dr. med. Walmers Rippenkrepplwäschel

besonders für Hemden geeignet.

Drosp.- u. Grossversand: M. Stadthagen jr., Berlin SW. 68.

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer ist ein Prospekt beigeheftet der Verlagsbuchhandlung Georg Müller in München betreffend

Prinz Kuckuck und **Schwarze Fahnen**
von Otto Julius Bierbaum von August Strindberg

Ausserdem liegt dieser Nummer noch ein Prospekt bei der Verlagsbuchhandlung Julius Hoffmann in Stuttgart betreffend

Grösse und Niedergang Roms von Guglielmo Ferrero

Wir bitten beiden Prospekten freundl. Beachtung schenken zu wollen.



DAS

RÄTSEL
DER **Sphinx**

ist gelöst

durch die Erfindung meiner
Union-Bücherschränke

aus einzelnen Abteilen.

Immer fertig — nie vollendet

wächst der Schrank, wenn die Bücherei wächst, er ist nie zu gross, nie zu klein, immer gerade gross genug. :: ::

Illustriertes Preisbuch Nr. 367 a kostet 1 u. portofr.

Heinrich Zeiss, „Unionzeiss“

Frankfurt a. M. Kaiserstrasse 36.

Grossherzoglicher u. Herzoglicher Hoflieferant.

Telegr.-Adr. - Unionzeiss, Frankfurt/Main.

Filiale und Ausstellung, Düsseldorf,

Königsallee 78.

Fettleibigkeit und Korpulenz.

Seit Jahren bewährt von vielen Aerzten empfohlen

Caarmann's Entfettungstee, Marke „Reduzin“.

Besteht aus: Haarebutten, Flieder, Linden je 10, Haforn, Kamill. je 3, Porelta, Liebstöckel, Hanfweidel, Wacholder je 2½, Senes, sibir. Wolfstrappkraut je 7, Inuliatig, Aithae je 4, Heidelbeeren 5, Faulbaum 10, Wollblumen 12 Teile.

In Paketen à Mk. 1,50, Mk. 3.— und Mk. 5.—

Alleiniger Hersteller: **Gustav Caarmann, Berlin S. 59.**

Zu haben in fast sämtlichen Apotheken.

Versanddepôt: **Wilkes Apotheke, Berlin 16, Potsdamerstr. 84.**

Niemand kaufe
wieder

Spielwaren



ohne nach den letzten Neuheiten von
Carl Brandt jr., Gössnitz S.-A.
gefragt zu haben. In allen besseren Spiel-
waren-Geschäften erhältlich.

Eisbärfelle sind nicht besser, aber
teurer als meine Geis-
bärfellen. „Stärke
Gießer“, feinste Geisbärfelle, demlich ge-
reimigt, geruchlos, blendend weich ob Silber-
grau, etwa 1 qm groß, 4 Bl. Vorlagen 6 u.
7 1/2, bei 2 Blät. bef. Preis mit Wurzeln 12.
W. Heino, Lünzmühle No. 66.
bei Schneebildungen.

Kein Kranker und Nervenschwacher
lasse unversucht die

Elektrische Kuren

v. **J. C. Brockmann, Dresden, Moszinskyst. 6. M.**

Eine Reform-Naturheilkunde, womit jeder
seine Kur im eigenen Heim ohne Berufs-
störung machen kann. Prospekte über Selbst-
behandlungsapparate gratis und franco. Gross-
artige Erfolge aktenmässig nachweisbar.



Herz
Stiefel

berühmt durch Solidität

ed im Herz
auf der
sohl

die ganz
verzügliche
Passform.

Erzeugt von der
FRANKFURTER SCHUHFABRIKAG.
von **Otto Herz & Co.**



Cabinet-Comet
Graeger
Sect

Gold & Silber

Zu beziehen durch
die Weinhandlungen

Carl Graeger
Sect Kellerei
Hochheim a. M.

OPEL Rüsselsheim M.
Nähmaschinen
Fahrräder
Motorwagen

Motor-Droschken-Last- und Geschäftswagen
Man verlange besondere Preisliste.
Gewann den Kaiserpreis 1907 als
bester deutscher Wagen

OPEL

Meiningen

Sanatorium für Nervenranke und Ent-
ziehungskuren. Modern nach physik. diäte-
tisch. Prinzip geleitet mit Familienanschluss unter
dauernder psychischer Beeinflussung. Beschränkte
Bettzahl. Beschäftigungskuren. Freiluftkuren. Besitzer: Nervenarzt Dr. med. C. A. Passow

Dr. med. Georg Beyer's Sanatorium für **Zuckerkrank**

Dresden-A., Lukasstr. Eigenes Laboratorium Näheres im Prospekt.

Lesen Sie das 290 Seiten starke ausführliche Werk

Galgenwurzeln *Korner*

von Dr. med. M. Bonnefoy. Spezialarzt in Genf No. 12. Preis Mk. 1.80
durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verleger.

BERLINER
Ausstellungs-
LOSE à 1 Mk.

Zahlung unwiderrüflich 5. Dezemb. r. n. folg. Tage.
16891 Gewinne im Gesamtwerte von

300 000 Mark
Hauptgewinne à 60 000, 40 000, 25 000

usw. usw. sind in allen
Lotteriegeschäften und den durch Plakate
kenntlichen Verkaufsstellen zu haben.

A. Molina, Berlin, Voßstr. 17.

Ein "Ruch Winterkuren"
Zündbrunnen
Sanatorium Dr. Kütz
Neuenahr
Prospekte
etc.

„Observer“ Unternehmen für
Zeitungsausschnitte

Wien I, Concordiaplatz 4,
liest alle hervorragenden Tagesjournale, Fach-
und Wochenschriften aller Staaten und ver-
sendet an seine Abonnenten

Zeitungsausschnitte
über jedes gewünschte Thema.

Prospekte gratis.



Vereinigung der Kunstfreunde

Farbige Nachbildungen von Gemälden der
Königlichen National-Galerie
und anderer Kunstsammlungen
Berlin W., Markgrafenstrasse 57
Filiale: Potsdamerstrasse 23

Der illustrierte Katalog
wird auf Verlangen kostenfrei zugesandt.

Ewig jung

bleibt ein Gesicht mit weichem rosigem Teint, zarter sammetweicher Haut sonne ohne Sommerprossen und Hautunreinigkeiten, daher gebrauchte man die echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Selle

von Bergmann & Co., Badebeul. & Std. 50 Pf. überall zu haben.

Schriftsteller

Bekannter Verlag übern. literar. Werke aller Art. Trägt teils die Kosten Aeusa. günst. Bedingungen. Offerten sub. J. 205. an Haasenstejn & Vogler A.-G., Leipzig.

Verlangen Sie noch heute per Postkarte Probenummer der Lichtstrahlen

Diese aufrüttelnde und äusserst praktische, moderne Zeitschrift interessiert Sie und wird Ihnen unentbehrlich. Schreiben Sie an die Lichtstrahlen-Verlag, Abt. F. in Hamburg. Es ist der kleinen Mühe des Postkarte-Schreibens wert!

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlags hinsichtlich Publikation Ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

15, Kaiserplatz, Berlin-Wilmersdorf,
Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

Fort mit der Feder!



Die neue Schreibmaschine

„Liliput“

ist das Schreibwerkzeug für jedermann

Preis M. 28.—

Ohne Erlernung sofort zu schreiben.
Keine Weichgummitypen.

Auswählbares Typenrad für alle Sprachen.
Ein Muster deutschen Erfindungsgelstes.
Seit der kurzen Zeit der Einführung viele
tausend Maschinen verkauft.

Illustr. Prosp. u. Anerk.-Schreiben grat. u. frko.

Justin Wm. Bamberger & Co.

Fabrik feinmech. Apparate
München 21, Lindwurmstrasse 129/131.

Bibel der Hölle

„Verruchtestes, unsittlichstes Buch der Weltliteratur etc. nennt die Presse die 1. deutsche Ausgabe von

Der Hexenhammer

vert. v. Jac. Sprenger u. Heior. Institoris.
1489 latein. erschienen. 3 Bde 7:6 Seiten br.
20 M., geb. 24 M. Einzeln käufli. I. 6 M., geb.
7,25 M., II. 8 M., geb. 9,50 M., III. 6 M., geb. 7,25 M.

„Tollste Ausgeburt menschl. Wahnwitzes,
menschl. Grausamkeit! Nichts Tolleres als
diese Erzählungen v. Hexen, Teufel u. Aberglauben!
Und doch ein erstklassiges Kulturdokument!“

Ausführt. Verzeichnisse v. kultur- u. sitten-
geschichtl. Werken gratis frko.

H. Barsdorf, Berlin W 30. a.

Unter günstigsten Zahlungs-
bedingungen u. in allen Preislagen
offizieren wir Konversations-

Lexika

In nur neuesten Auflagen.
Ebenso liefern wir alle in Kata-
logenz, Prospekten angezeigten

Bücher

auch fachwissenschaftl. Inhalte,
zu den offiz. Original-Laden-
preisen geg. bequem monatliche

Teilzahlung

Bezugsbedingungen u. Spezial-
kataloge 5005 bitten wir unter
Angabe des in Frage komm. od.
Literaturgebietes zu verlangen.

Bial & Freund, Breslau II.

Akademische Buchhandlung.

Trunck & Co.

Vornehme Wohnungs-Einrichtungen.


Eigene Fabrikation.

Berlin W.,
Kronenstr. 10.

Ermahnung.

Gebt Euren Mädeln und den Buben
nur Poetko's Apfelsaft aus Guben.



Poetko's Apfelsaft ist flüssiges, frisches Obst. Alkoholfrei. Naturrein. Unbegrenzt haltbar. Ideales Gesundheitsgetränk für Kinder, Nervöse, Genesende. Versand in Kästen à 30 Fl. zu 40 Pf., Auslese zu 50 Pf. pr. Fl. exkl. Gl. ab Guben. Den Herren Aerzten Probeflaschen umsonst.

 **Wer Abstinenzler nicht mag sein
Der trinke Poetko's Apfelwein.**

Naturreines Erzeugnis höchster Vollkommenheit. Von 35 L. aufwärts à 30 Pf. Auslese à 50 Pf. pro L. exkl. Gebd. ab Guben. Poetko's Apfelspekt und Poetko's Beerenweine marschieren überall voran. Preisliste postfrei. In Berlin erhältlich in Flaschen und Gebinden bei **Erich Linkwitz, W., Gleditschstr. 1a.**

Ferd. Poetko, Guben 1. Größte Apfelsaftkellerei Deutschlands.

Bestellungen auf die

 **Einbanddecke** 

zum 60. Bande der „Zukunft“

(Zr. 40—52. IV. Quartal des XV. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Prägnung etc. zu
Preise von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt
vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a
entgegengenommen.

MORPHIUM

Entwöhnung absolut zwanglos und ohne jede Entziehungserrscheinung (Ohne Spritze.)

Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.

All Komfort. Zentralheiz. elektr. Licht. Familienleben. Prospekt frei. Zwanglose Entwöhnung von

ALKOHOL**Schubert & Salzer Maschinenfabrik**

Aktiengesellschaft in Chemnitz.

M. 1,000,000.— neue AktienSchubert & Salzer Maschinenfabrik Aktiengesellschaft in Chemnitz
No. 2501—3500 zu je M. 1000sind zum Handel und zur Notiz an der Berliner Börse zugelassen worden. — Prospekte sind bei uns erhältlich.
Berlin, im Oktober 1907.**Georg Fromberg & Co.****Charakter-**Kritiken nach der Handschrift. Brief an P. P. Liebe. . . . Rätselhaft ist es, wie es Ihnen gelingt, die seelischen Eigenschaften Ihnen gänzlich fremder Menschen mit wenigen markanten Strichen zu kennzeichnen. Ihre eigenartige Wissenschaft steht freilich hoch über der landesüblichen Graphologie. Die von Ihnen gezeichneten Charakter-Portraits verhalten sich zu den Erzeugnissen jener, wie die Meisterwerke eines bildenden Künstlers zu den Machwerken eines Stümpfers. . . . Ihre Kunst ist durchaus Original. Sie leuchten gleichsam wie mit einem Scheinwerfer in die dunkelsten Tiefen des Seelenlebens. . . . Auf **briefliche** Anfrage kostenlos; Broschüre und **Honorarbedingungen** für Charakter-Analysen. Adresse:**P. P. Liebe, Schriftsteller in Augsburg I.**

Das Beste
Weihnachts-
geschenk für
Kinder
 sind
Gefahrlose Turn-Apparate



Spezial-Größe für Kinder.

„VELOTRAB“ und „HELLAS“

ermöglichen in ganz natürlicher Weise **Reiten u. Rudern** zu Hause und im Freien und bereiten den Kindern grosses Vergnügen. — Für die **Pflege, Entwicklung u. Gesunderhaltung des Kindes von unerreichtem Wert, daher allen Eltern hochwillkommen.**

Fordern Sie die Schrift: „Ein Mahnwort an die Eltern“, die gratis

übergangs wird.

Keine Ueberanstrengung, da für jede Stärke einstellbar, kein Verletzen, da alle beweglichen Teile verdeckt.

Fabrik: Sanitas, Berlin 82. Friedrichstr. 131 dFilialen in Düsseldorf, Graf Adolfstr. 88, u. London, 61 New Cavendishstreet.
VELOTRAB und HELLAS für Erwachsene Spezialprospekt

Mit dem soeben erschienenen
Dritten Bande

und dem innerhalb 8 Monaten nötig gewordenen Neudruck der 7. und
8. Auflage von Band I/II wurde vollständig:

Prinz Auckuck/

Leben / Taten /
Meinungen und
Höllenfahrt eines
Wohlüßlings!.

In einem Zeitroman von
Otto Julius Bierbaum/

Drei Bände
München und Leipzig
bei Georg Müller
1907

Mit einem Porträt Bierbaums
nach einer Originallithographie von Karl Bauer
Drei Bände von über 1600 Seiten

Preis geb. Mk. 15.—, geb. Mk. 18.—

Luzusausgabe auf van Geldern

100 numerierte vom Autor signierte Exemplare Mk. 30.—

Ein strotzendes Buch, aus dem das Leben wie in tausend Lichtern in das Auge des Beschauers zurückfällt. Den besten Erziehungsroman hat das „Berliner Tageblatt“ den neuen Roman Bierbaums genannt. Und der Dichter selbst bezeichnet den Prinzen Ruckuck als sein am größten angelegtes Werk. Wie denn auch nicht anders zu erwarten, hat das Buch allseits ganz besonderes Interesse erregt und begeisterte Aufnahme gefunden. Einstimmig mußte die Kritik, auch wenn sie in einem verschwindend kleinen Teile bei der durchaus subjektiven Kunst Bierbaums das Werk als Ganzes nicht uneingeschränkt loben konnte, die großen Vorzüge des Werkes anerkennen, mußte auf köstliche Einzelheiten, unübertreffliche Kapitel, originelle und tiefe Gedanken hinweisen und betonen, daß es sich hier um eine der beachtenswertesten Neuerscheinungen der letzten Jahre handelt.“

Die nachstehenden Auszüge aus den zahlreichen bisher erschienenen Kritiken, werden wohl am besten in das Wesen dieses Werkes einführen und meine Ausführungen bestätigen:

Fritz Engel im „Berliner Tageblatt“.

„. . . Ein strotzendes Buch, aus dem das Leben wie in tausend Lichtern ins Auge des Beschauers zurückfällt.“

Der beste Erziehungsroman

der letztjährigen Literatur und hocherbaben über alle die Ötz Kräfte, die nun unter den verschiedensten Titeln durch die Leihbibliotheken spulen. Ein Zeitroman, in dem sich der gehezte, zwischen Totem und werdendem hin und her gerissene Charakter der Gegenwart spiegelt. Bierbaum ist selbst ein Kind dieser Zeit, ein Mitspieler der Tragikomödie unseres „modernen“ Daseins, deren Schlußakt niemand zu ahnen vermag: wie könnte, frage ich, der unruhige Sohn einer unruhigen Zeit sie anders wiedergeben als in einem unruhigen Buche? Der Geschichtsschreiber späterer Epochen mag sie mit Gelassenheit schildern. Der Dichter, der sie mitlebt, gebe ihr Temperament durch sein eigenes Temperament wieder. Otto Julius Bierbaum tut es. . . . So sage ich noch einmal:

ein starkes, männliches ernstes Buch

trotz aller Schelmereien. Reif wie es ist, möge es nicht in unreife Hände fallen. Es gehört in die Hände der Erzieher. Nicht in die der Mütter, die unreif bleiben selbst mit grauen Haaren. Sie würden an Bierbaum ein Rehergericht vollziehen wollen, weil er auf gewisse Entartungen der Zeit mit ruhiger Sachlichkeit und — nebenbei bemerkt — mit stupender Darstellungskunst hinweist.“

Dr. Ludwig Finckh in den „Propyläen“.

„ . . . Seid stille:

Stilpe, der alte Stilpe, hat den Mund wieder aufgetan.

Das ist ein Ereignis in Deutschland, denn wir haben alle seit Jahren eine Lustanwandlung und Sehnsucht danach gehabt, ihn wieder zu begrüßen. Der junge Stilpe heißt Prinz Rudud, seine Geschichte ist nicht bloß die eines einzelnen Menschen, sondern die einer ganzen Zeit mit ihren Ansätzen, Ausläufern und Entwicklungen. . . . Vorweg: Dies Buch ist nur für Menschen, für innerlich feste und gesunde Menschen. Denn es ist so ehrlich, keinem Schmutz und keiner Mistlache aus dem Wege zu gehen, sondern mit gleicher Rücksichtslosigkeit hindurchzugehen, wie es seine Blumen leuchten und blähen und duften läßt. Die Fülle absonderlicher Gestalten und der Lebenskreise, die sich um dies Buch ziehen, ist erstaunlich. . . . Eins ist gewiß, keiner handhabt heute in Deutschland den galanten Roman so in aller Grazie wie Bierbaum; es ist sein wahres Element und er ist unübertroffen.

Ein Buch voll Freude am schönen, am abenteuerlichen, lebendigen Leben, darin das Blut rauscht hin und her und seine Gefäße oft zu sprengen droht.“

Leonhard Adelt in der „Neuen Hamburger Zeitung“.

. . . Alles aber wird weit in den Schatten gestellt durch den einleitenden Abschnitt von der Mutter, der schon im Stil eine Novelle für sich bildet — eine Meisternovelle, grazios, mokant, geistreich,

schillernd und sprühend, ein Stück Welt, gesehen durch eine originelle, dichterische Natur, in einem köstlichen, geschliffenen und verzierten Spiegel.

Frida Freim von Bülow in Hardens „Zukunft“.

. . . Es ist ein gepfeffertes und getrüffeltes Ragout, als solches schmackhaft, aber nicht jedem Magen bekömmlich. Doch hat Bierbaums Darstellung bei aller Unverblümtheit durchaus nichts lüsterne, nichts die Nerven kitzelnde, Sinne und Phantasie aufreizendes; sondern sie ist derb, frisch, herzhaft, heiter, gesund. . . . Neben dem, was vielleicht zartbesaitete Leser verlegt, findet man eine breite Fülle guter Lebensbeobachtung, trefflicher Charakterzeichnung, ernster Nachdenklichkeit. Bierbaums zu burlesk scherzhaftem Karikieren neigende Satire erinnert oft an Wilhelm Busch. In der köstlichen Zeichnung des Hamburger Mudderehepaars meint man den Geist Buschs zu spüren. Entspricht der Schluß dem Anfang und der Mitte, so haben wir im Prinz Rudud ein Zeitbild humoristisch satirischer Art von einer Blutwärme und kräftigen Frische, wie sie heute selten ist.

Fritz Droop in der „Dortmunder Zeitung“.

. . . Es ist ein reifes kraftvolles Buch, das nicht zuletzt dem Berufserzieher eine Fülle von Anregungen und manche ernste Lehre gibt. . . . Wer die wahren Schäden unserer Zeit kennt und sich nicht fürchtet, dieses zu bekennen, der wird Bierbaums neuen Roman mit noch größerer Freude begrüßen wie einst den Stilpe. Lest dieses Buch!

„Die Zeit“ - Wien.

... Es ist ein Buch voll Farbe und Leben, voll Frische und Nachdenklichkeit, voll Aktion und voll Gedanken. Man könnte den Helden des Romans den Sohn des modernen Europa nennen. In seinem Schicksal zeigt sich Alltäglichkeit mit seltenen Abenteuern verknüpft, und eine ereignisreiche Handlung breitet eine solche Spannung über das ganze Buch, daß man sich bei den oft langen Reflexionen, die sich durch viele Seiten hinziehen, gehemmt und ungeduldig werden sieht. Einige dieser Reflexionen aber sind

einfach glänzend und geradezu ersten Ranges

und entschädigen reichlich für den Aufenthalt. Wer die literarische und literarisierende Gesellschaft Deutschlands von heute näher kennt, glaubt hier und da, Bierbaum habe nach lebendigen Originalen gearbeitet. Das ist zweifellos richtig. Aber er hat sie nicht konterfeit. Es ist offensichtlich, daß sie ihm nur Anregung waren, daß er sie „verarbeitet“ hat. Es ist ein Buch, in dem das Talent Bierbaums einen neuen Aufschwung genommen hat, einen höheren als je zuvor.

„Rheinisch-Westph. Zeitung“ - Essen.

... Das neue Werk bedeutet wohl den Höhepunkt an Bierbaums Schaffen. Es ist geistreich und amüsanter geschrieben. Der Humor ist reifer und weniger lärmend und zappelig als früher. . . Prinz Ruckuck ist das Gegenteil eines erklügelt langatmigen Aesthetenwerkes; es ist ein Stück zeitgenössigen Lebens, das hier im buntbewegten Bilde erscheint; in neuen Beweggründen erfaßt von einem, der es stark durchlebt hat und geistvoll und kurzweilig zu erzählen weiß. Es ist ein Werk, das viel Aufsehen erregen dürfte; nach dem aber noch spätere Generationen greifen werden, wenn das große Reinemachen, das die Zukunft immer wieder abbält, unsern Literaturjahrmarkt von heute rücksichtslos gesäubert haben wird. Hoffentlich läßt uns Bierbaum nicht zu lange auf den dritten Band des Werkes warten. Die beiden ersten Bände schmecken nach mehr.

„Literarisches Echo“.

... Wenn Bierbaum den noch ausstehenden Schlussband mit derselben Kraft und Elastizität weiter führt, so wird er uns durch ein Stück Leben und Zeit **von größtem Reichtum** ein Ganzes haben schauen lassen, in dem die innersten Zusammenhänge deutlich klar verkettet und verwachsen sind. Ein Ganzes, in dem es bei aller Scheußlichkeit nichts Häßliches gibt, weil es ewig zugeendes Leben ist. Auch dieses Kunstwerk wird dann sagen: Sehen lernen ist alles. Der Künstler, der es wirkte, wird aus dem Merker am Ort über den Tänzer im Wort zum Weisen, der uns Geheimnisse des Lebens aufzutut.

„Generalanzeiger für Hamburg-Altona.“

... Wichtige Kapitel des Romans konnten hier mit keiner Erwähnung gestreift werden, entzückende Kunststücke virtuoser Charakteristik, die belebte Anschauung erotischer Naturen, Scheinwerfer und Schlaglichter über die Erscheinungen der Zeit und vieles andere mehr, was uns in den ungeheuren Sälen dieser Dichtung zum vergnügten, genießenden und nachdenklichen Verweilen nötigt.

AUGUST STRINDBERGS WERKE

Soeben erschien:

SCHWARZE FAHNEN

(SVARTA FANOR)

Sittenschilderungen vom Jahrhundertende
verdeutschte von EMIL SCHERING

geh. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.50

Strindbergs „SVARTA FANOR“ haben in Schweden bei ihrem Erscheinen ein kolossales Aufsehen erregt; die kleine schwedische Auflage war sofort nach Ausgabe vergriffen, und da der Autor zu einer Neuauflage seine Einwilligung versagte, werden bereits fabelhafte Preise für das Werk bezahlt.

Über den Charakter und den literarischen Wert des Werkes mögen die nachfolgenden Kritiken näheres besagen:

1 Ossian-Nilsson schreibt in Ny tid (Neue Zeit), 10. Juni 1907:

1. Strindbergs neuer Roman SCHWARZE FAHNEN ist ein Kampfbuch von der alten echten Strindbergschen Art. Der Himmel ist etwas bewölkt als der, unter dem der Frühlingssturm durch das ROTE ZIMMER brauste; aber bei mehr als einem Kapitel fragt man sich, ob es nicht der zweite Strindbergsche Frühling ist, der die SCHWARZEN FAHNEN zaust! Es ist die wilde Jagd, die wir aus allen grossen Epochen des grossen Donnerers kennen.

STILJSTISCH IST DAS BUCH EIN MEISTERWERK.

Wenigstens habe ich nie etwas gelesen, was mit Kapitel sechzehn zu vergleichen wäre: diesem wunderbaren Hymnus auf die Seele der Häuslichkeit. Mehr als einmal

GEORGMÜLLER MÜNCHEN & LEIPZIG

fragt man sich, ob wirklich der alte Lästler die mit Poesie gesättigten Seiten geschrieben hat. SOLANGE STRINDBERG ÜBERHAUPT GELESEN WERDEN WIRD, MUSS MAN IMMER AUF DIESE HINREISSENDEN WORT- UND GE-DANKENRHYTHMEN ZURÜCKKOMMEN.

INHALTLICH IST DER ROMAN EIN AUSSERORDENTLICHES BUCH.

Die blitzende Erörterung, die alte Werte abtut und neue schafft, ist ein wirkliches Geschenk für uns alle. Auch wo wir protestieren müssen: wieviel hat der Dichter uns nicht direkt oder indirekt zu lehren!

ER IST DER INTERESSANTESTE PÄDAGOG UND DER ENTZÜCKENDSTE SOPHIST.

Sein Donner erschreckt uns nicht mehr, aber seine Blitze, die immer wieder aufleuchten, sind eine Freude und eine Erquickung für alle offenen; Sinne.)

Wenn Strindberg uns nicht mehr erschreckt, so hindert das nicht, dass er manche ärgert. Sein neues Buch wird sicher eine ganze Menge ärgern. Die sichere und treffende Satire, die Strindberg angeboren ist, vernichtet hier das literarische Cliquenwesen der Grossstadt; die allmächtige Dekadenz, die allen selbständigen und einsamen Geistern das Bad geheizt hat. Aber nicht bloss gegen die literarische Clique richtet sich Strindbergs Satire, sondern überhaupt gegen den Schmutz der sogenannten Kulturregion in der Grossstadt. Und da entlarvt der Unerbittliche nette Dinge! Es ist ein

FAST TOLSTOISCHES PATHOS

in diesen verbitterten, diesen manchmal geradezu rasenden Angriffen auf die sogenannten Stützen der Gesellschaft innerhalb der hauptstädtischen Kulturwelt.

2. Tor Hedberg schreibt im Svenska Dagbladet (Schwedisches Tageblatt) 17. Juni 1907. In der Schilderung der Hauptfigur des Romans hat Strindberg oft die GRAUSAME UND SCHONUNGSLOSE, DAS HEISST DIE GROSSE SATIRE erreicht. Um das zu verstehen, muss man die persönlichen Anspielungen vergessen und die Gestalt als einen Typus auffassen, als den Typus des literarischen Vampyr, des Vampyr, der seinen Angehörigen, seinen Freunden, seinen Geliebten das Lebensblut aussaugt, um daraus Literatur zu machen. In dieser Schilderung wird Strindberg zuweilen von persönlicher Gehässigkeit geblendet, oft aber hasst er auch die Gestalt als Typus so intensiv, DASS DIE SATIRE IN ALL IHREM GREUEL GROSSE DIMENSIONEN ERREICHT.

3. Skonska Aftonbladet (Schonisches Abendblatt) 26. Juni 1907. Strindbergs neuer Roman hat einen ganzen Zyklon in den tonangebenden literarischen Cliques Schwedens hervorgerufen. Die Götter kleineren Formats, die früher im Schatten des Gewaltigen sich wohl fühlten, haben ihn mit Nadelstichen, Fusstritten und Keulenschlägen überfallen. Und die Ursache? Strindberg sind endlich die Augen aufgegangen, in welcher Clique er sich befand. Und da hat er

losgeschlagen, unvorsichtig und rücksichtslos. Vor allem fühlen sich die getroffen, die sich selber zu Literaturpäpsten gemacht haben; die heulen am schlimmsten. Und da die literarische Hierarchie in Schweden gut organisiert ist, wird das Geheul ebenso laut wie vielstimmig.

Gleichzeitig gelangten zur Ausgabe die Neuauflagen von:

DIE ROTEN ZIMMER

ROMAN, geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.50

„Das ‚Rote Zimmer‘ wirkte wie DIE FEURGLOCKE IN DER NACHT: alles fuhr auf und überall sah man den ersten Schein in den Fenstern. Aber es wirkte auch WIE EIN MORGENGELAUTE ZUR FRÜHMESSE. Wenn man sich den Schlaf aus den Augen rieb, sah man, dass der rote Schein an der Sonne hang, die aufging.“

OLA HANSEN.

DIE GOTISCHEN ZIMMER

ROMAN, geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.50

„Immer mit Freude kehre ich zu Strindberg zurück; er hat mich mehr beschäftigt als irgend ein anderer Geist, und hat mich am meisten gelehrt. Für mich ist er die INTERESSANTESTE DICHTERGESTALT SEINES LANDES (VIELLEICHT SEINER ZEIT)

ein überlegenes Talent, ein Gehirn zu Pferde, das seine eigenen Wege reitet und die meisten anderen weit hinter sich lässt.“

KNUT HAMSUN.

HISTORISCHE MINIATUREN

geh. Mk. 4.50, geb. Mk. 6.—

„Die Grösse des Stils, die Sicherheit in der Zeichnung, die Kunst der Knappheit im Wort, die Schärfe des Urteils in Strindbergs ‚Historischen Miniaturen‘ verdienen GERADEZU BEWUNDERUNG.“

MORITZ NECKER.

MAXIMILIAN HARDEN schreibt in der „Zukunft“ vom 7. September 1907:

„Ein sehr interessantes Buch; natürlich: denn es ist von Strindberg. Aber auch ein Buch, DAS BEIM GROSSEN PUBLIKUM ERFOLG HABEN KANN, ERFOLG HABEN MUSS,

möchte ich dreist sagen. Nicht von Schweden wird hier geredet, nicht aus der Naturgeschichte erzählt. Ein philosophischer Kopf und ein Dichter lässt uns die Visionen schauen, zu denen das Studium der Menschheitsgeschichte ihm das innere Auge geöffnet hat. Julianus, der Apostat, und Peter, der Eremit, treten vor unseren Blick; Attila und Luther, Alkibiades und Eginhart. Wir sehen die Reiche der Pharaonen und der Zaren, das Athen des Sokrates und die fröhliche Insel Heinrichs des Achten. Vielerlei. Zwanzig kleine Geschichten.

JEDE LEBT.

So stark ist die Vision, dass sie uns zwingt, an diese Länder, diese Menschen zu glauben.
Dass die Frage, ob diese Kulturkreise wirklich so gewesen seien, gar nicht erst aufkommt.
NIE HAT DER MERKWÜRDIGE POET SICH MEHR ALS ALLUMFASSER
GEZEIGT.

Werden die Stockholmer Herren nun noch länger zögern,
IHREM GROSSEN LANDSMANN DEN NOBELPREIS ZU GEBEN?
Dem Mann, dessen Lebensstellung heute kein Poet erreicht? Der in der knappsten
Skizze mehr Kunst und mehr Persönlichkeit gibt, als Björnson in dicken Bänden?
Der seit den Tagen der Torenbeichte
INS MASS DER WELTDICHTER GEWACHSEN IST?"

SCHWEDISCHE SCHICKSALE UND ABENTEUER

geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.50

„Einige der „Schwedischen Schicksale und Abenteuer“ sind wohl das künstlerisch
Vollendetste, was Strindberg geschrieben hat.“ GEORG BRANDES.

Bei der Buchhandlung von:

bestelle ich hiermit aus GEORG MÜLLER VERLAG, MÜNCHEN

O. J. BIERBAUM

..... Expl. „Prinz Kuckuck“ geh. Mk. 15.—, geb. Mk. 18.—
 „ „ „ Luxusausgabe geb. Mk. 30.—

AUGUST STRINDBERG

..... Expl. „Schwarze Fahnen“ geh. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.50
..... Expl. „Das rote Zimmer“ geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.50
..... Expl. „Die gotischen Zimmer“ geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.50
..... Expl. „Schwedische Schicksale“ geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.50
..... Expl. „Historische Miniaturen“ geh. Mk. 4.50, geb. Mk. 6.—
..... Expl. „Totentanz“ geh. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.50
Expl. „Elf Einakter“ (Fräulein Julie, Gläubiger, Paria, Samum,
Die Stärkere, 'Das Band etc.) geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.50
(Das Nichtgewünschte bitte durchstreichen)

Name:

Wohnort:

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses **Carl Neuburger,**

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemäßem Zinsfusse nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

— An- und Verkauf von Grundstücken —

9—4 Uhr.

BERLIN

DER KAISERHOF

DAS GRÖSSTE UND SCHÖNSTE LUXUS-HOTEL DER WELT

GRAND RESTAURANT KAISERHOF

GRILLROOM KAISERHOF

FESTSÄLE KAISERHOF

GROSSE HALLE KAISERHOF FIVE O'CLOCK-KONZERT 4—6.

Salò am Gardasee

Italien — Riviera

Hotel-Pension Villa-Halkyone

früheres Heim des Dichters Otto Erich Hartleben

Vornehme Familienpension

Pensionspreis v. 7.— Lire an

Prachtvoller grosser Garten

Nervenschwäche der Männer

Ausführliche Prospekte mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7.

Apostata

von **Maximilian Harden.**

7. bis 8. Tausend. 2 Bände à Mark 2.—.

Inhalt vom 1. Band: Phrasien. Die Schuhkonferenz. Kollege Bismarck. Gips. Gessosse Schmalfeld. Franco-Kusse. Der Fall Klausner. Die beiden Leo. Der heilige Rock. Das goldene Horn. Der korsische Parvenu. Der heilige O'Shea. Niccà und Erfurt. Mahadó. Die ungehaltene Rede. Eine Mark Fünzig. Trüffelpurée. Verein Oelzweig. Sommerfeld's Rächer. Suprema lex. Wie schätze ich mich ein?

Inhalt vom 2. Band: Bei Bismarck a. D. Lessings Doublette. Maupassant. Der Fall Apostata. Gekrönte Worte. Die romantische Schule. Menuel. She-Na-Thsian. M. d. R. Eroica. Der ewige Barrabas. Sem. Dynamistik. Der 2^{te} Bund. Kirchenvater Strindberg. Der Ententeich.

Jeder Band 8^o. 14 Bogen elegant broschiert. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Original Englische Arbeit



Keine Fabrik in Deutschland

Herbst- u. Winterkur!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt pr. Woche von M. 60.— ab.

„Sanatorium Zackental“
(Camphausen)

Bahnlinie: Warmbrunn-Schreibberghau, Td. 11.

Petersdorf im Riesengebirge
(Bahnhstation)

für chronische innere Erkrankungen, neu-rasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände, Diätetische, Brunn- u. Entziehungskuren.

Für Erholungsuchende. Wintersport. **Nach allen Erregungseigenschaften der Neuzeit eingerichtet.** Windgeschützte, nebelfreie, nadelholzreiche Lage. Seehöhe 450 m. Ganzes Jahr besucht. Näheres Dr. med. **Bartsch**, dirig. Arzt selbst oder **Administration in Berlin S. W., Möckernstr. 118.**

Henkell Trocken auch im Ausland allen voran!



Der soeben veröffentlichten offiziellen
Reichs-Statistik entnehmen wir, daß
der Auslands-Mehrversand von

Henkell Trocken

Im Rechnungsjahr 1906 gegen 1905
das Anderthalbfache beträgt von dem
Auslands-Mehrversand aller übrigen
deutschen Sektcellereien zusammen-
genommen im gleichen Zeitraum.

Henkell & Co.
